2.

Der räthselhafte Gast.

Historischer Roman

von

A. H. Brandrupp.

Verfasser des „Glockenspiels auf der Garnisonkirche zu Potsdam" &c. &c.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von L. Fernbach jun.

1857.

Die Redoute, um welche es sich bei diesem Kampfe handelte, war von den Franzosen genommen worden, die Russen wichen langsam zurück und nun stand dem Angriffe der Franzosen auf dem linken Flügel der Russen kein Hinderniß mehr im Wege. Der Kampf breitete sich mehr aus; das Dorf Borodino ward mit stürmender Hand genommen, und erst die einbrechende Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Dennoch hatte diese mörderische Schlacht zu keinem entscheidenden Erfolg geführt. Die Russen hatten nicht ganz von dem Kampfplatze verdrängt werden können, und die Kosaken umschwärmten während der Nacht die französischen Wachtfeuer.

Wenn der Rittmeister von Eichholz in dem Zustande auf dem Schlachtfelde liegen geblieben wäre, in dem ihn der deutsche junge Offizier dort fand, so hätte er wahrscheinlich umkommen müssen. Nachdem er aber aus seinem Todes=

schlaf erweckt und, wie wir wissen, von einem französischen Arzt auf der Stelle oberflächlich verbunden worden war, sammelten sich seine Lebenskräfte bald wieder. Stärkungsmittel thaten das Uebrige und so konnte Eichholz schon nach einigen Stunden aufstehen, und am Arm des menschenfreundlichen Chirurgen eine Wanderung antreten, um zu versuchen, ein Obdach, oder ein Zelt, oder wenigstens ein Bivouakfeuer zu erreichen, an dem man auch Lebensmittel zu finden hoffen durfte, woran es in der Schlacht allerdings sehr gefehlt hatte, wogegen Kugeln und Säbelhiebe im Ueberflusse vorhanden gewesen waren.

Es gab ein kleines Wirthshaus in der Vorstadt von Moskau, die vor dem Smolensker Thore lag und deshalb die Vorstadt Smolensk genannt wurde.

Das Wirthshaus hieß die Schenke zum heiligen Kreuz.

Am Abend des 13. September 1812 hatten sich viele Gäste daselbst eingefunden, die sich beim Glase gütlich thaten, und von allerlei Dingen plauderten. Sie schienen fast sämmtlich, sehr gleichgültig gegen die Tagesbegebenheiten zu sein,

die fast jedes Herz in Moskau zur Verzweiflung brachten.

Man hatte in der großen Hauptstadt die Nachricht von einem großen Siege verbreitet, den das russische Heer bei Borodino erfochten habe.

Dies war nur insofern wahr, als das russische Heer eigentlich nicht in die Flucht geschlagen worden. Aber gesiegt hatten die Russen noch viel weniger, denn sie mußten sich zurückziehen.

Der Ungrund der Siegesnachricht war denn auch bald kund geworden, als man den Rückzug des russischen Heeres nicht länger zu verhehlen im Stande war.

Je näher der Kaiser Napoleon heranrückte und je bedenklicher die Anstalten und Vorkehrungen wurden, die man von Seiten der öffentlichen Behörden ergreifen ließ, desto mehr ging jede Hoffnung in der Brust der Moskauer Bewohner verloren, und nach und nach gewann man die Ueberzeugung, daß die heilige Stadt vor dem eindringenden Feinde nicht zu retten sei, sondern der Gnade des Siegers Preis gegeben werden müsse.

Man hatte den größten Theil der Kriegs-Vorräthe, die Archive und die öffentlichen Kassen

in Sicherheit gebracht, und nach der Schlacht bei Borodino häuften sich die Anzeichen der drohenden Gefahr.

Aller Handel, aller Gewerbebetrieb hörte auf; die Läden wurden geschlossen, die Werkstätten blieben leer, Waaren und Güter, Kostbarkeiten und Hausgeräthe schaffte man fort, und der größte Theil der vermögenden Bevölkerung wanderte aus, und nahm Weiber und Kinder mit sich, um sich und seine Angehörigen den Gewaltthätigkeiten der zügellosen Sieger zu entziehen.

Endlich kam das russische Heer von den Feldern von Borodino vor Moskau an.

Man glaubte, es werde vor der Stadt Halt machen und den Franzosen noch eine Schlacht liefern, in der sie ja möglicherweise geschlagen werden könnten, wodurch Moskau gerettet werden würde.

Aber der russische Feldmarschall hatte andere Absichten. Er rückte ohne Weiteres in Moskau ein und zu den jenseitigen Thoren wieder hinaus, überließ also die Stadt der Gnade der Sieger.

Was noch von Bürgern übrig war, schloß sich dem Heere an. Die Behörden hatten sich nun auch aufgelöst und die Gesetze ihre Macht verloren.

Jeder war nur auf eigene Rettung bedacht und was nicht mit Güte zu bewirken war, das wurde durch Gewalt erzwungen. Auf den Straßen herrschte gräuliche Verwirrung. Im bunten Gemisch drängten sich Wagen, Reiter und Fußgänger nach den Thoren, und Verwünschungen und Flüche wechselten mit einander ab; denn auch manche Moskowiten konnten und wollten sich nicht losreißen von ihren Häusern, von ihren Gütern und von ihrer vieljährigen Gewohnheit. Sie blieben zurück, und ihnen galten die Verwünschungen, wie dem Feinde.

Dennoch blieben sie zurück, um mit der alten Stadt unterzugehen.

Und die Gewißheit dieses Unterganges näherte sich immer mehr und mehr.

Wie eine Gewitterwolke rückten die französischen Heere heran und drohten der Stadt Verderben; aber auch im Innern derselben wurde an der Vernichtung der Stadt gearbeitet.

Man traf besondere Vorkehrungen.

Die Feuerspritzen und Löschgeräthe brachte man fort, und häufte an verschiedenen Orten Brennmaterialien auf; Pechkränze und Brand-Raketen wurden ausgetheilt und in allen Straßen und Gassen trieben sich Mordbrenner umher.

Zu der Bande der Brandstifter gehörte auch

ein großer Theil der Leute, die sich in dem Wirthshause zum heiligen Kreuz in der Vorstadt Smolensk am Abend des 13. September 1812 versammelt hatten.

Sie allein sprachen der allgemeinen Betrübniß Hohn, denn sie hatten nichts zu verlieren, wohl aber zu gewinnen, da sich bei der Brandstiftung manches einträgliche Plünderungs-Geschäft machen ließ.

Die Wirthin der Schenke sah diese, den Gefängnissen entsprungenen Leute nicht gern in ihrem Lokale; aber bei der Auflösung der bürgerlichen Ordnung durfte sie es nicht wagen, sie auszuweisen, weil dann ihr Schicksal und das ihres Hauses besiegelt gewesen wäre.

Nur ihre finstere Stirn und der Mangel an Aufmerksamkeit, mit der die Wirthin gerade diese Gäste bediente, ließen vermuthen, daß ihr gerade an diesen Gästen wenig gelegen sei.

Einem der Ungestümsten hatte sie jetzt den großen Krug mit Branntwein gefüllt und setzte solchen vor dem Brandstifter auf dem Tische nieder.

Ihrem Aerger mußte sie aber Luft machen.

— Ihr habt fleißig kommandirt, sagte sie heftig, laßt nun auch sehen, daß Ihr mir die Mühe bezahlen könnt. Zwei Silberrubel sind zu bezahlen!

Der Brandstifter lachte der Frau in's Gesicht und sagte:

— Zwei Silberrubel! Was redet Ihr überhaupt von Bezahlen? Was soll Euch nur die Bezahlung helfen? Morgen ziehen die Franzosen ein, die Euch bis auf's Hemde ausziehen werden. Nun, von meinem Gelde sollen sie nichts haben, und darum seht Ihr wohl ein, daß Ihr auch nichts davon besehen könnt.

— So ist es also gemeint? sagte die Wirthin. Aber die Franzosen sind lange nicht so schlimm, als man sie macht. In früheren Jahren, als ich noch Marketenderin war, habe ich ihren Kaiser sogar selbst auf dem Schlachtfelde gesehen, und muß sagen, daß er ein sehr leutseliger, gnädiger Herr war.

— Nun, hier sollt Ihr ihn nicht lange sehen. Wir werden ihm den Aufenthalt etwas heiß machen — heißer, als er es ertragen kann, so daß er sich bald nach anderer Luft wird umsehen müssen. Indessen, ich muß schweigen, damit nichts ausgeplaudert wird.

Die Wirthin horchte hoch auf. Sie hatte schon etwas gehört und ihr Verdacht erhielt nun durch die Reden des Trinkers noch mehr Bestätigung.

Sie versuchte nun, den Brandstifter auszu-

horchen, aber er war still geworden, und erst als die Wirthin einen neuen Krug Branntwein vor ihn hinsetzen ließ und er einen großen Zug aus diesem Kruge gethan hatte, wurde er wieder geschwätzig und theilte der Wirthin die Brandpläne mit.

— Warum wollt Ihr denn aber selbst Eure eigene Stadt verbrennen? fragte sie.

— Zum Verderben des Feindes! sagte der Russe. Wenn dem Franzosen alle die unermeßlichen Hülfsmittel entzogen werden, die ihm unsere große, reiche Stadt gewährt, so kann er sich hier nicht halten, sondern muß wieder zurück, dahin, woher er gekommen ist.

Die Aufmerksamkeit der Frau wurde jetzt abgelenkt, denn es erschien ein schönes junges Mädchen in der Schenkstube.

— Ach, meine Tochter! sagte die Wirthin.

— So, Eure Tochter ist das schöne Frauenzimmer?

— Ja, leider!

— Warum sagt Ihr das?

— Weil sie zu vornehm für ihre Mutter geworden ist. Statt mir in meiner Schenkstube zu helfen, was ihr in den Tod zuwider ist, hat sie sich einen Dienst gesucht, und lebt jetzt bei

dem Grafen Muraw, dessen schöne Tochter Pauline ihre sehr große Freundin ist.

— Aha, Graf Muraw, ein echter Russe. Der wird auch dafür sorgen helfen, daß den Franzosen gehörig eingeheizt werde.

Die schöne Minka trat zu ihrer Mutter heran, die sie sehr selten, und nur bei besonderen Veranlassungen besuchte, da das wüste Leben in der Schenkstube sie zurückschreckte. Jetzt war sie gekommen, um von der Mutter Abschied zu nehmen, da auch der Graf Muraw mit seiner Tochter die Hauptstadt verlassen wollte, und Minka entschlossen war, ihre Gebieterin und Freundin nicht zu verlassen.

Mürrisch empfing die Wirthin ihre Tochter, und diese war nach einigen Worten des Abschiedes schon wieder bereit, sich zu entfernen, als es der Wirthin einfiel, daß ihre Tochter vielleicht geeignet sei, von dem betrunkenen Russen noch mehr über die Brandstiftung zu erfahren. Sie entdeckte daher Minka den Inhalt dessen, was sie bereits gehört hatte, und beschwor sie, von dem bereits Betrunkenen den Namen des Mannes zu erforschen, der die Brandstiftung leiten solle. Sie wollte dann Alles den Franzosen verrathen, so wie diese einrückten, und glaubte, einer großen Belohnung gewiß zu sein.

Minka erklärte sich nothgedrungen dazu bereit.

Sie wendete sich mit erzwungener Freundlichkeit zu dem Trinker, und forschte nach dem Namen seines Ober-Anführers.

Die Mutter horchte begierig und hörte, daß er den Grafen Muraw nannte. Zufrieden wendete sie sich ab, aber Minka schlich betrübt davon, da sie ihre Mutter kannte, und befürchtete, daß aus diesem Verrathe Unheil entstehen könnte.

Am nächsten Tage, den 14. September, zeigte sich die herrliche Hauptstadt Rußlands zum ersten Male den staunenden Blicken des französischen Heeres.

In den Strahlen der Sonne glänzten die unzähligen Thürme und vergoldeten Kuppeln, sowie die großen Paläste und öffentlichen Gebäude der reichen Stadt, und die Schaaren der Sieger schöpften aus diesem Anblick neue Kraft und frischen Muth, was ihnen Beides bereits zu mangeln begann.

Endlich war das lange ersehnte und theuer erkaufte Ziel ihrer unsäglichen Mühen erreicht.

Nun sollten aber auch Ruhe, Reichthum und Ueppigkeit aller Art die saure Arbeit lohnen. Zahllose Opfer waren für dies Ziel gefallen. Jetzt war aber das kaum Gehoffte errungen, und sie vergaßen in dem vor ihnen liegenden Anblick Alles, was sie gelitten hatten.

In dem Kreise seiner Marschälle und Generale, von seiner Garde umgeben, stand Napoleon, der dies Ziel sich gesetzt und im Fluge erreicht hatte.

Endlich sah er Moskau vor sich, wohin er versprochen hatte, sein Heer zu führen. Nun sah er sich auf dem Gipfel seiner Macht; er hatte das stolze Rußland gedemüthigt; er hatte es in seinen Händen.

Er winkte — einige donnernde Kanonenschüsse verkündigten Moskau seine Ankunft, und Murat, der König von Neapel, rückte mit der Reiterei in die offenen Thore der Stadt ein.

Der Kaiser war gewohnt, daß Abgeordnete der bezwungenen Hauptstädte Europa's dem gefürchteten Sieger in Demuth und Unterwürfigkeit entgegen kamen, ihm die Schlüssel der Thore der Stadt überreichten, und um Gnade für dieselbe flehten.

Auch jetzt erwartete er das gewohnte Schaugepränge und harrte vor dem Thore, an dem

Eingange der Vorstadt, der Abgeordneten von Moskau, die seinen Einzug verherrlichen sollten.

Aber eine Stunde verging nach der andern, die Sonne neigte sich zum Untergange und es erschien Niemand, der den Kaiser bekomplimentiren wollte.

Dagegen ertönte vom Kreml her der Donner der Kanonen, mit welchen sich Murat den gewaltsamen Eingang in das Schloß der russischen Kaiser bahnte.

Dies erklärte dem Kaiser Alles, er brauchte nicht länger zu warten. Jedoch wollte er nun an diesem Tage auch nicht mehr Moskau betreten, sondern verschob seinen Einzug bis auf den andern Morgen, und trat inzwischen mißmuthig und verstimmt in ein Haus der Vorstadt ein.

Diese Wohnung, die er sich zufällig wählte, weil kein anderes geeignetes Haus in der Nähe zu finden, war die Schenke zum heiligen Kreuz.

Hier mußte sich der große Kaiser mit einem kleinen Stübchen, das wenige Schritte lang war, im obern Stockwerk des Hauses begnügen, wo ihm sein Nachtlager bereitet wurde.

Von dem Augenblicke an, wo die Wirthin der Schenke den Plan der Brandstiftung erfahren hatte, der das französische Heer verderben

sollte, war sie entschlossen, wie wir bereits wissen, solchen den Franzosen zu verrathen.

Sie war eigentlich eine Polin, die früher, wie sie bereits erzählte, Marketenderin gewesen war. Nur das hatte sie verschwiegen, daß sie nicht bei der russischen, sondern bei der französischen Armee dies Gewerbe betrieben hatte. Sie verstand und sprach daher auch etwas französisch und hatte noch eine große Anhänglichkeit an diese Nation, obgleich der Zufall sie demnächst nach Moskau verschlagen hatte.

Nebenbei war es aber auch die Habsucht, die sie zum Verrathe des Geheimnisses trieb, denn sie zweifelte nicht daran, ansehnlich belohnt zu werden.

Aber Furcht, daß ihr Verrath von den Russen entdeckt werden möchte, und daß diese alsdann Rache an ihr nehmen würden, hielt sie auch wieder davon zurück.

Als aber der Zufall es wollte, daß der Kaiser in ihrem Hause abtrat, da erschien ihr dies als ein Fingerzeig, und sie war entschlossen, den Verrath zu vollbringen, um so mehr, als sie erfahren, daß die Brandstifter sich schon in dieser Nacht bei einem Kloster versammeln wollten, um ihren Plan auszuführen.

Wie sollte sie nun zu dem Kaiser gelangen?

Er hausete zwar unter ihrem Dache, aber die Adjutanten, Ordonnanz-Offiziere, Generale, Wachen und sonstiges Gefolge umringten ihn, wie ein Bollwerk. Wo sollte sie den Muth hernehmen, dem Kaiser gegenüber zu treten, und ihm bei ihrer geringen und unvollkommenen Kenntniß der französischen Sprache, schnell und faßlich zu sagen, worauf es hier ankam.

Da half ihr der Zufall aus der Noth.

Ein alter Garde-Grenadier, mit dem sie einst als Marketenderin in einem Liebes-Verhältniß gestanden hatte, erkannte sie wieder. Es war vor sechs Jahren gewesen, als sie in der Schlacht bei Eylau von einander getrennt wurden, und die Wirthin hatte diesen, ihren ehemaligen Liebhaber längst zu den Todten gezählt.

Desto größer war die Freude des unvermutheten Wiedersehens und die Wirthin nahm den Grenadier mit in ihre Kammer, um ihn dort zu pflegen.

Hierbei leuchtete es ihr ein, daß dieser Grenadier ihr behülflich sein könne und müsse, den Kaiser zu sprechen, und daß der ehemalige Liebhaber ihr gerade jetzt begegnen mußte, war ihr ein neuer Fingerzeig von oben, daß sie bei ihrem Vorhaben beharren solle.

Sie entdeckte dem Grenadier daher, was sie erfahren hatte, und versprach ihm sogar einen Theil des Lohnes, den sie zu bekommen hoffte, wenn er ihr eine Audienz beim Kaiser verschaffe.

— Ach, sagte der Grenadier von der Kaisergarde, behalte Deinen Lohn; meine Pflicht ist es auch ohnedies, dem Kaiser Anzeige davon zu machen. Komm!

Er nahm die Wirthin bei der Hand und drängte sich mit ihr durch das Gewimmel von Offizieren und Beamten, die schmale Treppe hinauf.

— Wohin, mein Freund? fragte einer der Offiziere.

— Zum Kaiser! sagte der Grenadier, salutirend.

— Der Kaiser ist beschäftigt!

— Ich muß ihn sprechen. Habe Wichtiges zu melden!

Der Offizier, der wohl wußte, daß es ihm übel bekommen könne, wenn er einen der Lieblinge des Kaisers hindern wolle, von seinem Rechte Gebrauch zu machen, den Kaiser zu jeder Stunde zu sprechen, trat achselzuckend zurück und der Grenadier trat mit seiner Begleiterin, ohne Weiteres in das Zimmer Napoleons.

Es war bereits Abend und heller Mondschein.

Der Kaiser stand am Fenster und sein Blick schweifte über die vor ihm ausgebreitete Stadt, während ein französischer Kaufmann, der in Moskau lebte, aber bei der Annäherung der Franzosen geflüchtet war, um den Mißhandlungen der Russen zu entgehen, neben ihm stand, und ihm die Haupt-Gebäude bezeichnete.

Der Kaiser drehte sich um, als der Grenadier mit der Wirthin eintrat. Er erkannte den Grenadier sogleich, und sagte, indem er näher trat:

— Nun also, Du bist es, Lion! Was willst Du, und **was** bringst Du mir da für ein Geschöpf mit?

— Mein Kaiser, antwortete Lion. Sie wissen wohl, daß ich in meinen Angelegenheiten nicht zu Ihnen komme, wie es manche Andere thun. Nein, das ist Kompagnie-Sache und muß der Sergeant-Major besorgen. Aber hier ist eine Frau, die Wirthin vom Hause, die ich von damals her — bei Eylau, vielleicht erinnern Sie sich noch — kenne. Damals war sie Marketenderin bei uns, und wir — versteht sich, ich meine mich und die Frau — wir waren sehr befreundet mit einander. Sie wissen wohl,

Sire — nun, ich brauche weiter nichts zu sagen. Also diese Frau treffe ich heute hier, und wahrhaftig, Sire, sie hat Ihnen etwas Nothwendiges zu sagen. Sonst würde ich gewiß Ew. Majestät nicht gestört haben, denn da wir morgen doch in Moskau einziehen, so wird es viel zu thun geben. Aber das ist eben die Sache! Man will uns Moskau nehmen, mein Kaiser und das wäre doch schändlich von den Russen, da wir so weit hergekommen sind, um die Stadt in Besitz zu nehmen. Die Frau hier weiß Alles und wird es Ihnen sagen.

Napoleon trat dicht vor die Wirthin, und maß sie mit den Augen.

— Sind Sie eine Russin? fragte er.

— Nein, Ew. Majestät, eine Polin. Aber seit dem Frieden von Tilsit, als ich einen Russen heirathete, der nun auch schon wieder todt ist, bin ich hierher gekommen.

— Hat man Ihnen hier Unrecht zugefügt, daß Sie sich rächen wollen, oder hoffen Sie auf Gewinn? Welcher andere Beweggrund könnte Sie zu dem Verrathe Ihrer Landsleute veranlassen?

— Bewunderung für den Kaiser Napoleon und alte Anhänglichkeit an die Franzosen. Es waren meine glücklichsten Tage, als ich noch Marketenderin bei der französischen Armee war.

— Nun, was giebt es denn?

— Man hat alle Vorkehrungen getroffen, um Moskau in Brand zu stecken. Es giebt eine förmlich organisirte Bande, die sich in der ganzen Stadt vertheilt hat und das Feuer überall anlegen und unterhalten wird. Man will Euer Majestät dadurch zwingen, Moskau zu verlassen.

— Aber womit wollen Sie Ihre Anzeige beweisen? fragte der Kaiser. Kennen Sie den Anführer der Brandstifter, wissen Sie seinen Namen?

— Das Ganze rührt vom Grafen Rostopschin her, und der Graf Muraw hat die Ausführung und Leitung übernommen! Uebrigens hat Letzterer seine ganze Bande heute um Mitternacht an das Kloster beschieden, welches zunächst neben dem Kreml liegt, und dort wird er wahrscheinlich anzutreffen sein.

— Gut! Ich bin Ihr Schuldner und werde mich zu seiner Zeit abfinden lassen. Und Du, Lion, wie dies auch sein möge, Du hast Deine Schuldigkeit gethan.

— Ich dachte es wohl, mein Kaiser, sonst wäre ich heute nicht gekommen!

Der Grenadier salutirte, machte Kehrt, gab der Wirthin einen Stoß und marschirte mit ihr

ab, nachdem sie noch einen tiefen Knix gemacht hatte.

Als er auf den kleinen Vorplatz kam, stand der Offizier da, der den Grenadier hatte den Eintritt verweigern wollen.

— Nun, sagte er, wie ist es abgelaufen?

— Sehr gut, mein Kapitain!

— Wie ist der Kaiser gelaunt?

— Gelaunt? Was ist das?

— Nun, ich meine, wie er Sie aufgenommen hat?

— Ah so! Er sagte, ich hätte meine Schuldigkeit gethan.

— Der Teufel, was war es denn?

— Es war eine Sache, die von dieser Frau vorgetragen worden ist!

— Also wohl ein Geheimniß?

— Wenn ich nicht irre, werden Sie es bald wissen, Kapitain!

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und die Stimme des Kaisers rief:

— Ein Ordonnanz-Offizier!

Der Kapitain eilte schnell dahin.

— Ist Kavallerie in der Nähe? fragte der Kaiser.

— Es ist unten ein Offizier mit zwanzig Dragonern von einem deutschen Regiment.

— Aufgesessen?

— Ja, Sire!

— Deutsche? murmelte Napoleon. Wie heißt der Offizier? fragte er dann rasch.

— Graf von Steinau! hat er sich gemeldet.

— Gut, gut, den kenne ich schon, er war bei dem Könige von Neapel. Das ist ein braver Offizier, so jung er auch ist. Rufen Sie ihn her!

Der Graf von Steinau kam, und meldete sich bei dem Kaiser.

— Ach, Sie sind es! Sie waren Ordonnanz-Offizier bei dem Könige von Neapel?

— Ja, Sire!

— Wo haben Sie das Kreuz erhalten?

— In Spanien!

— Sie sind noch so jung, in Spanien? Wo?

— Vor Saragossa!

— Von wem?

— Von Ew. Majestät selbst!

— Ich war ja nicht da!

— Nein, ich ward vorgeschlagen, erhielt das Kreuz aber nicht, bis Ew. Majestät 1808 nach Spanien kamen und mir dasselbe in Folge einer Erzählung des Marschall Berthier selbst übergaben.

— Recht, recht, ich erinnere mich. Waren Sie damals nicht ein kleiner Husar?

— Zu Befehl, Sire!

— Nun, Sie hatten Wunder gethan, wie mir Berthier sagte. Wie ist mir denn? Hatten Sie nicht da einen großen, starken Sergeanten, mit dem Sie, wie ein Bruder zusammen lebten? Er hatte Ihnen das Leben gerettet, und Sie ihm, und wenn Beide verhungert waren, trug Einer den Andern!

— Ja, Sire! sagte der Graf mit bewegter Stimme.

— Sehen Sie! Ich wollte ihm auch das Kreuz geben, aber der Tapfere hatte es schon. Nun also! Ich habe an Ihnen den rechten Mann gefunden. Geben Sie Acht auf das, was ich Ihnen sage, und thun Sie nicht mehr und nicht weniger. Reiten Sie sofort mit Ihren Leuten nach dem Kreml, den der König von Neapel schon genommen hat. Nehmen Sie einen Führer mit, damit Sie auf dem kürzesten Wege, schnell hinkommen. Es ist da ganz in der Nähe ein Kloster. Umstellen Sie dasselbe sofort und nehmen Sie Jeden gefangen, der sich dem Kloster nähert. Die Gefangenen bringen Sie her.

— Wie lange soll ich dort bleiben?

— Nun, die Zusammenkunft soll um Mitternacht sein, wie die Frau sagte; also bis zwei Uhr! Dann kommen Sie gradesweges hierher zurück.

— Sehr wohl, Sire!

Als die Mitternachtsstunde von den zahlreichen Thürmen Moskau's ertönte, hatte der Graf von Steinau bereits die dunkeln Mauern des Klosters mit einer Postenkette umgeben, und schritt wachsam hin und her.

Aber kein lebendes Wesen ließ sich sehen.

Es schlug Ein Uhr — es schlug halb zwei. Niemand kam.

— Nun, sagte Steinau zu sich selbst — es wäre gewiß für mich besser gewesen, wenn ich im Haupt-Quartiere des Kaisers, dem Gasthause zum heiligen Kreuz, geblieben wäre, da hätte ich wenigstens nicht so gräuliche Langeweile gehabt, als auf diesem verdammten Posten. Was der Kaiser hier nur erwartet haben mag? Glaubt er etwa, die Russen werden ihm den Kreml wegtragen?

Er hatte zuletzt lauter gesprochen, als es ursprünglich sein Wille gewesen war.

Eine dumpfe Stimme antwortete ihm, die aus einem Fenster des Klosters zu kommen schien:

— Nein, den Kreml nicht; aber ganz Moskau!

Der Graf sprang mit gezogenem Säbel nach der Stelle hin, von wo die Stimme ertönte, aber er konnte weder einen Menschen entdecken, noch irgend eine Spur finden, woher die Stimme gekommen sein mochte.

Verdrießlich ging er auf und ab und betrachtete bei dem Scheine des Mondes die Leichensteine auf dem Kloster-Kirchhofe, da schlug es zwei Uhr.

Der Offizier ließ leise seine Leute zusammenrufen, um nach der Smolensker Vorstadt abzumarschiren, da schlich eine dunkle Gestalt über die Gräber daher.

Er gewahrte die verdächtige Erscheinung und auf seinen Wink ergriffen die Soldaten jene Gestalt und brachten sie vor den Offizier.

Dieser, dem Befehle des Kaisers strenge gehorsam, daß er nicht mehr und nicht weniger thun solle, als ihm befohlen sei, sprach kein Wort mit dem Unbekannten.

Zwei Dragoner mußten absteigen, ihre Pferde abgeben, und den Unbekannten zwischen sich fortführen, während die übrigen Dragoner langsam zu Pferde folgten.

Bei der Wohnung des Kaisers angekommen,

führte der junge Offizier seinen Gefangenen selbst in das Zimmer des Kaisers.

Sie traten ein.

Der tief über die Stirn herabgedrückte Hut verbarg das Gesicht des Gefangenen und ein weiter Mantel hüllte die Gestalt ein.

Als der Kaiser den ersten Blick auf ihn warf, fiel der Mantel; der Hut ward abgeworfen und vor dem Kaiser stand ein wunderliebliches Mädchen.

Napoleon war einen Augenblick betroffen über die unerwartete Erscheinung und die Schönheit des Mädchens, deren reiche, geschmackvolle Kleidung übrigens ihren hohen Stand verrieth.

Aber es war auch nur ein Augenblick, daß sich die Stirn des Kaisers erhellte.

In der nächsten Minute fragte er finster, aber nicht mit Zorn, zu dem Offizier gewendet:

— Was soll das? Gehört dies Mädchen mit zu den Mordbrennern, die sich an dem Kloster versammeln sollten?

— Ich weiß nicht, antwortete Steinau ernst, ob sich dort Mordbrenner versammeln wollten, sondern habe nur Ew. Majestät Befehl erfüllt, Jeden zu verhaften, der sich dort sehen lasse. Da nun Niemand weiter kam, als dies Fräu-

lein, die ich aber als solche nicht erkannte, da ich nicht mit ihr gesprochen habe, um Ew. Majestät Befehl buchstäblich zu erfüllen, so habe ich sie mitgebracht.

— Haben Sie sonst nichts bemerkt?

— Nein, außer —

— Nun?

— Ich wollte sagen, gesehen habe ich nichts, aber eine Stimme habe ich gehört!

— Eine Stimme?

— Es war finster an den Mauern des alten Klosters; die Stimme schien aus der Mauer zu kommen, aber weder ich, noch meine Leute konnten entdecken, wer gesprochen hatte.

— Was sprach sie denn?

— Die Russen würden Moskau Ew. Majestät wieder abnehmen!

Unwillig wendete sich der Kaiser ab, und fragte die junge Dame kurz:

— Wer sind Sie?

— Die Tochter des Grafen Muraw!

— Ihr Name?

— Pauline.

— War nicht ein Graf Muraw in Paris? fragte der Kaiser den neben ihm stehenden Marschall Ney.

— Allerdings! sagte Ney, freundlich vor-

tretend, und ich erkenne in dieser jungen Dame mit Vergnügen die schöne Gräfin Muraw wieder, mit der ich öfter in Gesellschaft zu sein, die Ehre hatte.

Pauline verneigte sich und sprach zum Kaiser:

— Ja, der Graf Muraw, der in Paris war, ist mein Vater.

— Er schien mir damals feindlich gesinnt zu sein.

— Er dient seinem Monarchen mit großer Treue und hängt mit schwärmerischer Liebe an seinem Vaterlande. Ich suchte ihn, da er heute ausblieb, voll Besorgniß in dieser Verkleidung auf, und fiel auf diese Weise bei dem Kloster in die Hände der französischen Soldaten.

— Wenn Sie sich in dunkler Nacht den Angriffen zügelloser Menschen aussetzen, um Ihren Vater an verdächtigen Orten aufzusuchen, sagte der Kaiser finster — dann müssen sehr wichtige Gründe vorhanden sein, die Ihre Handlungsweise bestimmen. Wenigstens erscheint Ihr Vater in einem Lichte, das ihm gefährlich werden könnte. Sagen Sie ihm das, und fügen Sie hinzu, daß er sich hüten möge, noch einmal nächtlichen Versammlungen beizuwohnen. Gehen Sie jetzt.

— Ich erkenne Ew. Majestät Edelmuth dankbar an, und auch meinen Vater werden Ihre Worte mit Bewunderung erfüllen, sagte Pauline. Aber dennoch wird er in Ew. Majestät immer den Feind seines Vaterlandes erblicken, und ich kann darin nichts ändern, obgleich diese Gesinnung mir mein Lebensglück kostet!

Sie beugte sich herab auf die Hand des Kaisers und verließ langsam das Zimmer.

Marschall Ney folgte ihr, indem er ihr leise zuflüsterte:

— An mir werden Sie stets einen Freund in der Noth finden, wenn Sie des Schutzes bedürfen sollten!

Der junge Dragoner-Lieutenant begleitete die Gräfin die Treppe herab, und wollte sie befragen, wohin sie gebracht zu werden wünsche, als er die Stimme des Marschalls hörte, der ihm zurief, wieder zum Kaiser zurückzukommen.

— Warten Sie hier auf mich, bis ich zurückkomme! sagte er eilig zur Gräfin und sprang die Treppe wieder hinauf.

Unentschlossen ging die Gräfin durch den Vorflur des Hauses, als ihr ein anderer Offizier begegnete, der zwar in völliger Uniform und bewaffnet war, an dessen Kopfe unter dem Helme sich aber ein Verband befand, der bewies, daß der Offizier verwundet sein müsse.

Er warf befremdend einen schnellen Blick auf die junge Frauengestalt, und als sie, um ihm auszuweichen, einige Schritte seitwärts trat und in den Lichtschein kam, der aus den kleinen Fenstern der Gaststube strömte, eilte er ihr nach, griff nach ihrer Hand, uud rief bebend aus:

— Heiliger Gott! Sie, Pauline, hier, mitten in der Nacht? Was ist geschehen, wo kommen Sie her, was wollen Sie hier? O, wie hätte ich an das Glück glauben können, Sie bei meinem ersten Eintritt in Moskau schon anzutreffen?

— Himmlischer Vater, sind Sie es, Carl? sagte Pauline erschrocken, und lehnte sich an den Offizier, um nicht niederzusinken. Bringen Sie mich schnell von hier fort; kommen Sie, kommen Sie!

Der Baron Eichholz, denn dieser war es, nahm das zitternde Mädchen in seinen Arm, und führte sie auf der Straße weiter nach der Stadt zu, ohne daß Jemand sonderlich darauf achtete, obgleich Offiziere und Soldaten ein- und ausströmten.

— Also auch Sie sind hier? fragte endlich Pauline.

— Ja, ich danke dies meiner Verwundung, die mich, anfänglich sehr schwer erscheinend,

dienstlos machte, jedoch sich später nicht gefährlich erwies, und mir erlaubte, von unserem Lager aus, den Ritt hierher zu machen, was die im Dienste befindlichen Offiziere nicht dürfen. Mir ließ aber das Gefühl, in Ihrer Nähe zu sein, keine Ruhe, wenngleich ich weit entfernt davon war, das Glück zu ahnen, das mich erwartete. O, Pauline, geliebte Pauline, so halte ich Sie wieder in meinen Armen. Was hindert Sie, diesen glücklichen Zufall zu benutzen, und sich in meinen Schutz zu begeben?

— In Dein Lager wohl? fragte Pauline trübe lächelnd, und mit dem Köpfchen schüttelnd. Nein, täusche Dich nicht, mein Geliebter, unser Stern ist auf immer untergegangen. Das Geschick meines Vaterlandes hat sich zwischen unsere Liebe gelegt, und mein Vater giebt unsere Vereinigung nimmermehr zu.

— Aber weshalb läßt er Dich hierher —

— Ich suchte in dunkler Mitternacht meinen Vater, und ward von Euren Soldaten gefangen. Ich habe mit dem Kaiser gesprochen, und er meinte, daß nur wichtige Gründe mich an den Ort geführt haben könnten, wo ich war. Aber die Freiheit, ja sogar das Leben meines Vaters stand auf dem Spiele, und deshalb scheuete ich nicht den Gang in dunkler Mitternacht. Ich wußte, wo er war, und Eure Sol-

daten suchten ihn außerhalb des Klosters, während er sich mit seinen Getreuen in dessen Mauern befand. Was dort beschlossen worden, mag ich nicht wissen. Seine Gefahr aber ward mir durch meine Minka kund, die Du ja auch kennst, und die gestern bei ihrer Mutter davon gehört hatte, in deren Hause der Kaiser abgetreten ist. Sie sagte mir, als wir Boten über Boten ausgesendet hatten, um ihn zu suchen, daß er um Mitternacht in einem Kloster sein werde, das sie mir bezeichnete, und daß dort sein Leben in Gefahr sei. Gott sei Dank, die Gefahr war nahe genug, aber sie ist vorüber. Mein Vater wird jetzt zu Hause sein; begleite mich dahin, und dann wollen wir für immer scheiden.

— Aber, was kümmert uns Deines Vaters Haß gegen die Franzosen? fragte Carl.

— Mein Vater haßt Alle tödtlich, die als Feinde in das heilige Rußland einrücken, und würde mir seinen Fluch geben. Nochmals laß uns scheiden, und glaube mir, daß Dein Bild mich immer begleiten wird, so lange ich lebe, aber wir dürfen uns nie wiedersehen.

— Aber ich kann Dir nicht so leicht entsagen! sprach Eichholz. Ohne Dich wäre mir das Leben eine Qual, und soll ich Dich nicht besitzen, so will ich nie wieder ein weibliches Wesen an meine Brust drücken. Das schwöre ich,

und gelobe, um Dich zu kämpfen, so lange Athem in mir ist!

Weinend sank Pauline an die Brust ihres Carls, fest umschlossen sie sich, und Pauline gelobte ihrem Erwählten ebenfalls Treue, wenn sie auch seinem Besitze entsagen müsse.

Mit blutendem Herzen trennten sie sich, als sie dem Muraw'schen Palaste nahe waren.

Der Dragoner-Lieutenant, den der Kaiser zurückrufen ließ, als er mit der schönen Pauline die Treppe herabging, wurde länger aufgehalten, als er dachte. Er erhielt von dem Kaiser, nachdem dieser zuvor lange mit dem Marschall Ney leise berathschlagt hatte, den Befehl, nach dem Bivouak des Heeres zu reiten, und einigen Marschällen Befehle zu überbringen.

Als er endlich entlassen wurde, und vor die Hausthür trat, sah er sich vergebens nach seiner Schutzbefohlenen um.

Sie war verschwunden.

Er fragte Alle, die sich dort aufhielten und umhertrieben, nach der Dame, die hier gestanden habe.

Keiner wollte etwas wissen, Niemand hatte sie gesehen.

Endlich erinnerte sich eine Schildwacht, daß

sie eine Dame gesehen habe, die mit einem Offizier aus dem Hause gekommen sei.

— Das war ich, sagte der Graf von Steinau, aber wo ist sie denn geblieben?

— Als ich sie zuletzt sah, antwortete der Grenadier, ging sie mit einem Offizier Arm in Arm dorthin, nach dem Thore zu.

— Mit einem Offizier, sagst Du?

— Ja, mit einem Offizier, mein Lieutenant, der eine der Ihrigen ähnliche Uniform trug.

— Nun, so kann ich nichts weiter thun, dachte der Graf.

— Ich will nur zu Pferde steigen, und nach dem Bivouak reiten. Wenn sie mit einem Offizier davon gegangen ist, und sich daher einen Beschützer gesucht hat, so mag sie selbst zusehen. Ich kann ganz Moskau nicht durchsuchen, um sie zu finden.

Er wußte nicht, daß dieser Offizier, dessen Namen er nicht kannte, derselbe war, den er zweimal in der Schlacht gerettet; er wußte nicht, daß es der Offizier war, unter dessen Befehlen er schon früher die schöne Polin Lodoiska den Händen des polnischen Edelmannes entrissen hatte.

Er wußte nicht, daß er ihm jetzt die Geliebte zugeführt hatte.

Unbekümmert und mit leichtem Herzen eilte er dahin.

Am nächsten Morgen aber rückten die Truppen, voran die Kaiser=Garden, mit Trommelschlag und rauschender Musik heran.

Napoleon wollte seinen Einzug in die von den Russen aufgegebene Stadt halten. Er bestieg seinen Schimmel und zog an der Spitze seiner Garden in die Stadt ein, ohne daß er irgend einen Zuschauer gehabt hätte.

In dem Kreml nahm er seine Wohnung.

Die Truppen wurden in die verschiedenen Straßen vertheilt und ein Jeder nahm sein Quartier in den größtentheils leeren, mitunter aber doch noch bewohnten Häusern, wo er wollte.

Der Rittmeister von Eichholz hatte sich bei Paulinens Begleitung wohl gemerkt, wo der Graf Muraw wohne, und eilte mit einem Kameraden und mehreren Soldaten nach dem Muraw'schen Palaste, um dort seine Wohnung zu nehmen, bevor andere Soldaten das Palais in Beschlag nehmen möchten.

Er kam wirklich noch früh genug an, und stellte einen seiner Dragoner als Schildwache vor das Haus, um andere Gäste abzuweisen.

Die Offiziere wurden von einem Haushof=

meister empfangen, der ihnen sagte, daß der Graf mit seiner Tochter Moskau schon verlassen habe, und nach Petersburg abgereiset sei.

Aber Eichholz wußte es besser, obschon er sich stellte, als ob er den Worten des Russen glaube.

— Der Graf hat also seinen Entschluß sehr schnell gefaßt, denn gestern Abend war er noch hier, wie mir die Gräfin Pauline selbst gesagt hat, antwortete er dem Haushofmeister, und er muß daher erst heute früh seine Reise angetreten haben.

— Ach, Sie wareu also der Offizier, der die Gräfin zu Hause brachte! sagte Jener. Ja, ja, Sie sind es, ich erkenne Sie wieder, denn ich war ungesehen, Ihr Begleiter. Nun, das ändert die Sache, und ich kann Ihnen nur rathen, Moskau bald zu verlassen, wenn Sie nicht mit in das Verderben hinabgezogen werden wollen, das den Franzosen bereitet wird. Weiter kann ich Ihnen nichts sagen. Damit ging er.

Die beiden Offiziere machten es sich nun in den prächtigen Zimmern bequem, die ihnen zur Wohnung angewiesen waren und wurden auf's Beste bedient.

Eichholz gab sich alle Mühe, eine Spur von seiner geliebten Pauline aufzufinden, aber ver-

gebens. Wie er auch den ganzen Palast durchwandern mochte, von Zimmer zu Zimmer, Trepp' auf, Trepp' ab, Alles war menschenleer. Nur unten im Erdgeschoß trieb der Haushofmeister mit der Dienerschaft sein Wesen.

Das Gerücht, daß Moskau in Brand gesteckt werden solle, hatte sich schon in der französischen Armee verbreitet, und Eichholz deutete auch die Worte des Russen dahin; aber weit entfernt davon war er, dies für ein so großes Unglück zu halten, daß es der ganzen Armee gefährlich werden könne. Brannten auch einige hundert Häuser ab, brannte ein ganzes Stadtviertel nieder — was war es denn weiter? Das Feuer konnte durch hunderttausend Mann wohl gelöscht werden, und es blieben noch Häuser genug übrig.

Aber er wußte freilich nicht, mit welcher Umsicht und in welcher Ausdehnung der Brandplan von den Russen angelegt war.

Dennoch blieb Eichholz mit seinem Freunde an diesem Abend noch lange wach, um abzuwarten, ob irgend etwas geschehen werde.

Aber als es still und ruhig blieb, gingen sie endlich auch in ihre Schlafzimmer, wenngleich Eichholz in seinem aufgeregten Zustande schwerlich die ihm so nöthige Erholung und

Stärkung in den Armen des Schlafes zu finden dachte.

Es währte auch nicht lange, da ließ sich ein unheimliches Geräusch auf den Straßen hören, und als Eichholz aufsprang und an das Fenster eilte, sah er in der Ferne einen hellen Feuerschein.

Aus einem großen Hause stieg eine Feuersäule zum Himmel empor.

Aus der Ferne ertönte Trommelschlag und die Flügelhörner ließen ihre weitschallenden Signale hören. Auch Trompeten wurden geblasen. Es war Feuerlärm, den Eichholz hörte.

Bald liefen die französischen Soldaten, mit Waffen und Gepäck, auf den Straßen, um sich zu ihren Adlern zu begeben.

Sie sahen hin und wieder russische Einwohner aus den Häusern stürzen, und ruhig in die Flammen schauen.

Auch nicht Einer wagte sich heran, um zu löschen.

Es waren aber auch weder Feuerspritzen, noch sonstige Löschgeräthe vorhanden, denn die abziehenden Russen hatten solche mit hinweggeführt, um das Löschen unmöglich zu machen.

Man hatte die Gefängnisse geöffnet und die Verbrecher strömten daraus hervor.

Wilde Männer schlichen durch die Straßen und in die geöffneten Häuser. Ihre Thätigkeit ward bald bemerkbar, denn an vielen Punkten und zu gleicher Zeit wälzten sich schwarze Rauchwolken über die Stadt her.

Alles dies geschah in kurzer Zeit und auch Eichholz und sein Freund eilten mit ihren Dragonern nach dem Sammelplatze ihres Regiments.

Der Kaiser aber, dem das, was vorging, gemeldet worden war, gewann endlich die Ueberzeugung, an die er bisher nicht hatte glauben wollen, daß dieses Feuer nicht durch Unvorsichtigkeit der französischen Truppen, oder durch Zufall entstanden, sondern vielmehr von den Russen absichtlich angezündet worden sei, wie ihm solches schon am Tage vorher, zu Ohren gekommen.

Er übersah mit einem Blicke die Folgen, die aus der Einäscherung der Stadt hervorgehen könnten, und befahl, mit allem Eifer zu löschen, dabei aber auch eine Bekanntmachung zu erlassen, nach welcher jeder Soldat, der einen Brandstifter fange und abliefere, eine reiche Belohnung erhalten solle.

Inzwischen gelang es den Franzosen dennoch, des Brandes Meister zu werden. Die vom

Feuer ergriffenen Gebäude brannten zwar nieder, aber das Feuer verbreitete sich nicht weiter.

Die Franzosen kehrten nach ungeheurer Arbeit, ermattet in ihre Quartiere zurück, und mit ihnen auch Rittmeister Eichholz und sein Freund.

Am nächsten Abend saß der Rittmeister in seinem Zimmer und dachte darüber nach, wie das Alles enden werde; da trat still und leise ein russischer Knabe in das Zimmer und sagte mit gedämpfter, aber klangvoller Stimme:

— Ich bringe Ihnen einen Brief von der Gräfin Pauline!

Diese Stimme schien nicht die eines Knaben zu sein. Eichholz ergriff ihn beim Arme und überzeugte sich leicht durch die Fülle desselben, daß er ein verkleidetes Mädchen vor sich habe.

— Wer bist Du, schönes Kind? fragte er.

— Nun, meine Verkleidung muß doch gut sein, daß Sie eine alte Bekannte nicht erkennen.

— Minka! rief Eichholz. Wo ist Deine Gebieterin? Endlich, endlich höre ich von ihr, die mein Gedanke ist, bei Tage und bei der Nacht.

— Lesen Sie!

„Euch Allen droht schwere Gefahr,“ las Eichholz,“ „und ich trotze den Befehlen meines Vaters, um Dir dies zu sagen. Thue das, was Minka Dir sagen wird. Pauline.“

— Was soll ich thun? fragte er Minka.

— Für den Augenblick nichts; es war mir nur darum zu thun, zu erfahren, ob und wie ich Sie würde sprechen können, und Ihnen dies Schreiben zu bringen. Ehe der Tag anbricht, sehen Sie mich wieder!

Damit verschwand sie.

Es war nach Mitternacht, als wiederum in allen Theilen der Stadt Feuersäulen aufloderten.

Ein Sturm hatte sich erhoben, der die an mehr als tausend Orten auflodernden Flammen anblies, so daß sich dieselben bald zu einem Feuermeere über der ganzen Stadt vereinigten.

Die Feuerwogen wälzten sich heulend durch die Luft.

Als die Flammen die Magazine erreichten, in denen große Vorräthe von Theer, Talg und Wachs lagerten, stiegen erst schwarze Rauchwolken empor, die der Sturm zertheilte, um den hell aufschießenden Flammen Platz zu machen, und nun ergoß sich von hier aus ein Feuerre-

gen, der Alles in Brand setzte, was den Flammen nur irgend Nahrung bot.

Nach und nach vereinigten sich die Flammen und boten den Anblick eines großes Feuermeeres dar, dessen Wellen vom Sturme gepeitscht wurden.

Der Kaiser begriff nunmehr wohl, welches Unglück dies Ereigniß für ihn und sein Heer sei. Seine Eroberung schwand ihm unter den Händen dahin, und mit ihm das Pfand, durch das er den Frieden zu erhalten hoffte.

Als er dann die Meldung erhielt, daß alle Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden, vergebens seien, da man keine Löschgeräthe finden könne, daß die vorhandenen Bewohner der Stadt ruhig zusähen, wie ihre Habe von den Flammen verzehrt werde, und daß unsichtbare Hände immer auf's Neue da zündeten, wo das Feuer von selbst erlösche; als man ihm sagte, daß die Ordnung und Disciplin im Heere aufhörten, und der wüthende Soldat den Befehlen nicht mehr Gehorsam leiste, sondern in seiner Zügellosigkeit selbst die bisher noch verschont gebliebenen Gebäude anzünde, da fühlte er, daß Alles verloren sei, und daß er für seine Person selbst flüchten müsse, um den, sich dem Kreml immer mehr nähernden Flammen zu entgehen.

Dennoch war er unschlüssig und zögerte noch!

Als aber im Hofe, unter seinen Fenstern, Stimmen laut wurden, und der Ruf ertönte:

— Feuer, Feuer im Kreml! — als die Fensterscheiben von der großen Hitze in Stücken sprangen, und dichte Rauchwolken sich heranwälzten, da eilte der Kaiser, diesen unheilvollen Ort zu verlassen.

Fast war es aber zu spät. Er trat aus dem Thore in die brennende Stadt; sein Gefolge neben und hinter ihm. Alle folgten einem Russen, der sich gegen eine große Belohnung anheischig gemacht hatte, den Kaiser auf einem Wege aus Moskau zu führen, der noch verhältnißmäßig sicher sei. Durch die vom dichten Rauche verfinsterten Gassen ging der Weg und brennende Balken und andere Gegenstände versperrten den Flüchtenden den Weg. Feuerballen regneten auf sie herab und der Rauch und der brandige Geruch von dem brennenden Hanf, Talg und Leder drohete sie zu ersticken. Dennoch ging es vorwärts und Jeder aus der Umgebung des Kaisers bemühete sich, ihn vor dem Feuer zu schützen.

Plötzlich ging der Weg aber in eine Straße hinein, deren Häuser zu beiden Seiten in Flammen standen, welche sich eben vereinigten und ein feuriges Laubdach über der Straße bildeten, aus dem unaufhörlich feurige Flocken herabfielen

und das Straßenpflaster in eine glühende Masse verwandelten.

Hier sank Jedem der Muth und Niemand wollte es wagen, dem Kaiser anzurathen, in diesen feurigen Ofen einzutreten, zumal die Hitze bereits da, wo sich der Kaiser jetzt noch mit seinen Gefährten befand, so groß war, daß man kaum athmen konnte und schon die Kleider auf dem Leibe zu rauchen und zu brennen anfingen.

Der Führer wußte keinen Ausweg, obgleich man ihm mit augenblicklichem Tode drohete. Er versuchte nach mehreren Seiten hin durch zu kommen, aber die Flammen waren undurchdringlich.

Fast wäre es schon hier mit dem Kaiser und seinem großen Reiche zu Ende gewesen, wenn ihm, trotz dieses Mißgeschickes, dennoch das Glück nicht immer noch treu geblieben wäre.

Der Baron Eichholz war, als die Flammen von Neuem in der Stadt ausbrachen, und nachdem er fast zu lange auf das Wiedererscheinen Minka's vergebens gewartet hatte, so eben im Begriff, seine Wohnung zu verlassen, da das Muraw'sche Palais an einem Flügel schon brannte und das Feuer sich von allen Seiten schnell näherte.

Da öffnete sich seine Stubenthür und Minka stürzte herein.

— Kommen Sie schnell, kommen Sie, rief sie erhitzt, die Gräfin wartet Ihrer bereits unten an der Thür. Sie hat so lange gezögert, um ihren Vater zu erwarten, der aber verschwunden ist. Es ist die höchste Zeit zur Flucht, wenn es nicht schon zu spät ist, durch das Feuer zu kommen. Unser Haushofmeister wird uns begleiten und den Weg zeigen.

Schnell eilte Eichholz der Zofe nach und fand die Gräfin bereits unten wartend.

Sie war trostlos über das Ausbleiben ihres Vaters und befürchtete, daß ihm ein Unglück begegnet sei.

Eichholz war selig, die Geliebte unter seinem Schutze zu wissen und fragte, wohin sie gebracht sein wolle.

Sie wußte es nicht.

— Auf jeden Fall müssen wir zur Stadt hinaus! sagte der Haushofmeister. Wenn ich die Gräfin in Sicherheit weiß, werde ich zurückkehren, um den Herrn Grafen zu suchen, oder wenigstens zu ermitteln, wo er geblieben ist. Jetzt bitte ich, mir schnell zu folgen, und dicht hinter mir zu bleiben, damit wir nicht getrennt werden.

Ohne Weiteres schritt er voran und Eichholz folgte mit der Gräfin am Arm, ihm dicht auf dem Fuße.

Minka aber fürchtete sich, allein zu gehen. Sie sprang daher schnell vor und hing sich an den Arm des bärtigen Haushofmeisters, der dies mit wohlgefälligem Schmunzeln hinnahm.

So ging es schnell vorwärts durch die brennenden Straßen, die vom Feuer hell erleuchtet waren.

Aber es währte nicht lange, da geriethen die leichten Kleider der Mädchen in Brand.

Glücklicherweise bemerkte man dies früh genug, um das Feuer auszudrücken, wenn auch Eichholz dabei sich beide Hände verbrannte.

— Da habe ich es doch wieder vergessen, obgleich ich mich auf diesen Fall vorgesehen hatte, sagte der Haushofmeister, ein Paket entwickelnd, das er unter dem Arme trug.

Er brachte zwei Mäntel hervor, die er den Mädchen umwarf, und ihnen anempfahl, ihre langen Kleider unter den Mänteln aufzuschürzen.

Nachdem dies geschehen war, ging es wieder vorwärts.

Man ging durch eine schmale Gasse, die noch nicht brannte, und indem man im Vorüberschreiten einen Blick durch eine, diese Gasse durchkreuzende Straße warf, die ganz in hellen Flammen stand, sah man am Ende derselben eine Gruppe Menschen stehen, anscheinend Offiziere, die rath-

los ihre Blicke hin= und herwarfen und es nicht wagten, durch das Feuer vorwärts zu dringen, während ihnen auch der Rückweg schon abgeschnitten war.

Der Russe erkannte sie vielleicht als Franzosen, denn er lächelte hämisch und ging vorüber

— Sieh, sieh! sagte Pauline zu Eichholz und deutete dahin, denn der Rittmeister sah nicht rechts oder links, sondern nur auf den Russen, um dicht hinter ihm zu bleiben, und sein theuerstes Gut recht bald in Sicherheit zu bringen.

Aber Pauline hatte jene Gruppe Männer bemerkt, und suchte Eichholz darauf aufmerksam zu machen.

— Was? fragte Eichholz aufsehend.

— Dort, jene Menschen!

— Die sind verloren!

— Aber, warum —

— Heiliger Gott, es ist der Kaiser! Halt, halt!

Sie standen still, und der Russe, der auf den Zuruf nicht gehört hatte, jedoch sich umsah, als er die klirrenden Schritte des Rittmeisters nicht mehr hinter sich hörte, kam zurück, um sie vorwärts zu treiben.

— Warum stehen Sie still? Wir haben keinen Augenblick zu verlieren, sagte er eilig.

— Sehen Sie! rief Eichholz, und zeigte die Straße herab auf die rathlosen Franzosen.

— Ich habe sie schon gesehen!

— Können wir nichts thun —

— Wir haben keine Zeit dazu!

— Aber, Mensch, es ist der Kaiser!

— Mein Kaiser ist es nicht.

— Retten Sie ihn!

— Ich nicht! Moskau brennt, um ihn zu vernichten, und ich sollte ihn retten? Da müßte ich kein Russe sein.

— So will ich durch das Feuer hin zu ihm und ihm den Weg hierher zeigen! sagte der Rittmeister, sich von dem Arm Paulinens losmachend.

— Carl, Carl! schrie die Gräfin in der größten Angst, ich lasse Dich nicht fort. Durch diese Hölle kann kein Mensch lebendig dringen.

— Pauline, Du müßtest mich verachten, wenn —

— Aber Iwanowitsch, Du siehst — sagte Pauline zu dem Haushofmeister.

— Ja, ich sehe, gnädige Gräfin, aber was kann ich thun?

— Ich will nicht, daß der Rittmeister sich dort in das Feuer stürzen soll, wo er nicht am Leben bleiben kann.

— Das ist ja meine Meinung auch, und deshalb treibe ich zum Aufbruch.

— Wir bringen ihn aber nicht hier fort! Carl, Carl!

— Pauline, ich muß den Kaiser retten! sagte Eichholz, sich im Davoneilen umsehend.

— O, mein Gott! seufzte Pauline aus tiefster Brust und sank in Ohnmacht. Sie wäre auf das Steinpflaster gefallen, wenn sie der Hausmeister und Minka nicht gehalten hätten.

— Nein, mag es gehen, wie es wolle, das kann ich nicht mit ansehen! brummte der Russe, und rief:

— Herr Offizier! Ew. Hochwohlgeboren!

— Was wollen Sie?

— Sehen Sie hier, was Sie angerichtet haben?

— Mein Gott, mein Gott! Aber ich kann nicht helfen! rief Eichholz und schlug beide Hände vor das Gesicht.

— Ich aber kann und will es! Kommen Sie nur her!

Eichholz kam schnell zurück.

— Wollen Sie den Kaiser retten? fragte er schnell.

— Nein, Ew. Hochwohlgeboren!

— Warum rufen Sie mich denn? fragte zornig Eichholz, indem er die beiden kalten Hände Paulinens küßte.

— Sie sollen ihn retten!

— Sind Sie toll geworden?

— Nein, nein, hören Sie mich nur an. Ich will und darf ihn nicht retten; — es wäre gegen meinen Eid. Aber mein Eid verbietet mir nicht, Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie durch jenes Haus gerade hindurch gehen, dessen Thüren sämmtlich offen stehen, Sie bei Ihrem Kaiser sein werden. Ich werde hier warten, bis Sie zurückkommen. Wenn Sie dann Ihren Kaiser bei sich haben sollten, und er geht denselben Weg wie ich, so kann ich es nicht hindern. Verstehen Sie mich, Ew. Hochwohlgeboren?

Eichholz küßte noch einmal Paulinens Hände, die eben ihre Augen aufschlug, und stürzte davon.

Zehn Minuten später sahen der Kaiser und seine Begleiter, deren Lage schon verzweiflungsvoll wurde, aus dem großen Thore eines Hauses einen Offizier hervorstürzen, der gerade auf sie zu gerannt kam.

— Ah! sagte Napoleon mit finsterer Stirn. — Ein Deutscher — wahrscheinlich ein

Plünderer! flüsterten die Generale und Offiziere ziemlich laut.

Athemlos kam Eichholz bei dem Kaiser an.

— Schnell, schnell, Sire! keuchte er.

— Was wollen Sie?

— Sie retten!

— Mich retten? Auf welche Weise?

— Durch jenes Haus, aus dem ich kam!

— Wo führt der Durchgang hin?

— In eine Gasse, die nicht brennt!

— Und was dann weiter?

— Ich habe einen Führer!

— Kommen Sie, meine Herren! sagte der Kaiser, und ging schnell neben Eichholz her, auf das bezeichnete Haus zu.

Es war so heiß, daß dem Kaiser wie seiner Begleitung der Schweiß stromweise vom Gesicht herabfloß und auf die Uniform tropfte.

Sie traten in das Haus, gingen durch einen langen Gang, dann über mehrere Höfe und und endlich durch ein Quergebäude in die Gasse, wo die Begleiter des Rittmeisters warteten.

Hier war es verhältnißmäßig kühl und der Kaiser knöpfte seine Uniform auf und that einen tiefen Athemzug.

Als der Russe Eichholz aus dem Hause tre=

ten sah, setzte er sich in Marsch und die beiden Mädchen folgten ihm, Arm in Arm, wobei Pauline öfter ihr Köpfchen umdrehte, um zu sehen, ob der Rittmeister nicht bald wieder sein Beschützeramt bei ihr übernehmen werde.

Dieser winkte dem Kaiser, daß er dem ausschreitenden Russen folgen solle, und wollte sich nunmehr entfernen. Aber der Kaiser rief ihm zu:

— Bleiben Sie!

Der Rittmeister mußte gehorchen.

— Teufel, das war warm! sagte ein Marschall hinter dem Kaiser.

— Nun, hier ist es gerade auch nicht kühl! antwortete ein General.

— Doch wenigstens hundert Grad kälter! bemerkte ein Anderer lachend. Ich glaube, meine Leber ist gebraten!

— Mir ist die Nase gebraten! rief ein Vierter. Ein Fett-Tropfen nach dem andern fällt auf meinen Rock!

Inzwischen fragte der Kaiser den Rittmeister:

— Wie heißen Sie?

— Eichholz!

— Sind Sie ein Edelmann?

— Baron, Sire!

— Haben Sie Vermögen?

— Große Güter, Ew. Majestät!

— Wie kam es, daß Sie mich aus der Gefahr retteten, bei lebendigem Leibe gebraten zu werden?

— Ich sah Ew. Majestät von ferne im Feuer!

— Woher wußten Sie, daß jenes Haus einen Durchgang hat?

— Mein Führer sagte es mir!

— Der dort?

— Ja, Sire!

— Er hat ja aber zwei Damen bei sich?

— Das sind *meine* Schützlinge, Ew. Majestät!

— Oh, dann thut es mir leid, Sie so lange zurückgehalten zu haben. Indessen — warten Sie — wer sind diese Damen?

Während dieser Unterhaltung ging es immer schneller vorwärts, rechts und links dem Feuer ausweichend, zuweilen aber auch zwischen brennenden Häusern hindurch, in Rauch und Dampf gehüllt.

— Diese Damen sind die junge Gräfin Muraw nebst ihrer Gesellschafterin, in deren Haus ich wohnte!

— Da haben Sie bei dem Haupte der Brandstifter gewohnt. Die Gefangenen, die der Brandstiftung überwiesen, erschossen worden sind, haben auf den Grafen Muraw, als ihren Chef, ausgesagt, und wäre er in meine Hände gefallen, so — doch es nützt nicht mehr, darüber zu sprechen, seitdem er bei seinem eigenen Werke den Tod gefunden hat!

— Wie, Sire, der Graf Muraw wäre todt?

— Die Mauer eines einstürzenden Hauses hat ihn erschlagen und ihn dadurch der wohlverdienten Kugel entzogen. Ich kenne die Gräfin Pauline. Sie ist sehr schön.

— Ach, Sire, sie ist ein Engel!

— Aber wie hat sich das gemacht — fragte der Kaiser verwundert und hielt ein.

— Ich kannte sie schon aus Deutschland her!

— Ach so! Und der Vater?

— Verweigerte sie mir!

— Ich wünsche Glück! Gehen Sie nun!

Im Angenblick war Eichholz bei seiner Pauline, zu deren Schutz er nun um so mehr sich verpflichtet hielt, als ihr der eines Vaters mangelte.

Wenn man aber glauben wollte, daß er sich

über den Tod des Grafen sehr betrübt hätte, so würde man im Irrthum gewesen sein.

Der Tod desselben räumte das einzige Hinderniß hinweg, was seiner Verbindung mit Pauline entgegenstand, die doch sein sehnlichster Wunsch war, und bei solchen Umständen ist wohl an einen ernstlichen Gram nicht zu denken.

Nur insofern betrübte ihn dieser unerwartete Todesfall wirklich, als der Todte der Vater seiner geliebten Pauline war, die mit großer kindlicher Liebe an ihn hing, und für die die Todesnachricht daher ein harter Schlag sein mußte.

Eichholz beschloß daher, ihr denselben so lange als möglich zu ersparen.

Pauline hing sich freudig wieder an seinen Arm und sagte:

— Du bist lange geblieben. Ist es der Kaiser?

— Er ist es, und hielt mich so lange bei sich auf!

— Wir sind, wie Iwanowitsch sagt, jetzt außer aller Gefahr und werden sogleich das Thor von Smolensk erreicht haben.

— Gott sei Dank! sagte Eichholz ernst.

— Was fehlt Dir denn, mein Carl, Du bist so eintönig?

— Mir fehlt nichts, meine geliebte Pauline!

— Du hast nun doch den Kaiser gerettet?

— Allerdings habe ich das!

— Hat er Dir auch gedankt?

— Das thut er nie!

— Aber eine glänzende Belohnung hat er Dir doch gewiß verheißen?

— Gar keine!

— Dann wird er es gewiß noch thun?

— Ich glaube nicht!

— Das wäre! Wenn den Kaiser von Rußland Jemand aus so großer Gefahr gerettet hätte, dann würde er ihn gewiß zum Fürsten gemacht und einen unermeßlichen Reichthum gegeben haben!

— Das ist möglich, aber Napoleon betrachtet meine Handlungsweise nur als Schuldigkeit!

— Und dennoch wird ihm so treu gedient?

— Er versteht es, Jeden an sich zu fesseln.

— Gott sei Dank, da ist das Thor. Wo bleiben wir nun?

— Dort ist ja das Wirthshaus zum heiligen Kreuz. Gehe im Schutze des Iwanowitsch dorthin, ich komme gleich nach; vorher muß ich sehen, ob der Kaiser noch etwas zu befehlen hat!

— Immer der Kaiser! sagte schmollend Pauline.

— Der Kaiser ist mein Herr — Du bist meine Göttin! Wir haben in Deutschland ein Sprüchwort, welches sagt: Herrendienst geht vor Gottesdienst! Also verzeihe mir, meine Göttin —

— Geh' nur, geh' nur, und komme bald wieder!

Der Kaiser wollte seine Wohnung im Schlosse Petrowsky nehmen und sofort dahin abfahren. Vorher rief er aber nach dem **Monsieur le Baron d'Eschhols,** wie er den Namen aussprach.

Der Rittmeister war augenblicklich zur Stelle.

— Sie haben uns gerettet, Colonel, sprach der Kaiser, und ich ernenne Sie zum Offizier der Ehrenlegion, da Sie, wie ich sehe, das Ritterkreuz schon besitzen. Haben Sie sonst noch eine Bitte an mich, so erlaube ich Ihnen, mir solche jetzt oder später vorzutragen.

— Ew. Majestät danke ich tief gerührt für diese hohe Auszeichnung, sprach Eichholz, die viel zu groß für meine geringen Dienste ist, da ich überdies nur Rittmeister und nicht Oberst bin —

— Wen ich Colonel nenne, der ist es! sagte

der Kaiser nachdrücklich. Oder glauben Sie, daß ich nicht im Stande bin, meine Ernennung Ihrem Souverain gegenüber zu vertreten?

— Sire, ich bitte unterthänigst um Verzeihung. So hatte ich es nicht gemeint, sondern nur einen Irrthum vorausgesetzt!

— In solchen Sachen ist ein Irrthum unmöglich! erwiderte der Kaiser. Denn wenn ich Jemand mit einer Charge benenne, so bekleidet er dieselbe auch. Merken Sie sich das für die Zukunft. Und nun — wer ist der Russe, der uns geführt hat?

— Er heißt Iwanowitsch und ist Haushofmeister bei dem Grafen Muraw!

— Ha, ich wollte ihn belohnen — aber er ist auch ein Brandstifter! Man rufe ihn herbei!

Zwanzig Männer verschiedenen Standes liefen nach dem heiligen Kreuz.

Aber Iwanowitsch war nicht zu finden. Er hatte seine junge Gebieterin in Sicherheit gebracht und war dann nach der Stadt zurückgeeilt, um seinen Herrn aufzusuchen, und denselben in seiner verderblichen Thätigkeit beizustehen.

Er wurde nicht wieder gesehen.

Inzwischen war bei dem Leuchten des unge-

heuren Brandes der Tag angebrochen, und die ersten Strahlen der Morgensonne fielen auf das Wirthshaus zum heiligen Kreuz und erleuchteten ein Zimmer, in welchem Pauline unter dem Schutze ihrer Minka ruhig schlief.

Als der jetzige Oberst Eichholz nach einigen Stunden vor dem Gasthause anlangte, nachdem er den Kaiser bis zu dem Schlosse Petrofskoi begleitet hatte und von Napoleon gnädig entlassen worden war, fragte er sofort nach den beiden Damen.

Die Wirthin begleitete ihn auf die Stube, wo der Kaiser früher gewohnt hatte und er fand Beide schlafend.

Minka erwachte aber bei seinem Eintritt und weckte auch ihre Herrin aus dem Schlafe.

— Ach, mein Carl, sagte sie freundlich, ich habe von Dir geträumt. Wir Beide saßen auf e i n e m Pferde und ritten durch eine von Winterfrost erstarrte Gegend. Der Himmel war trübe und es schneiete furchtbar, so daß man nicht die Hand vor den Augen sehen konnte. Da ritten wir zu einem Flusse hinab — und ich erwachte. Es war eigentlich schrecklich, aber dennoch war ich glücklich in Deinen Armen, denn wir waren Mann und Frau!

Eichholz lächelte zärtlich.

— Ob der erste Theil Deines Traumes eintreffen wird, weiß ich nicht — wohl aber, daß der letztere eintreffen könnte. Was hindert uns jetzt, ihn zur Wahrheit werden zu lassen?

Pauline sah ihn mit großen Augen an, und schien dann nachzusinnen. Ihre Blicke irrten umher, als suche sie einen Gegenstand, der ihr behülflich sei, dies Gespräch abzubrechen.

— Ach, sagte sie plötzlich, was hast Du da für ein großes Kreuz auf der Brust, an einem neuen rothen Bande? Das habe ich ja noch nicht an Dir gesehen?

— Es ist das Offizierkreuz der Ehrenlegion, welches mir der Kaiser gegeben hat!

— Ach, wohl als Belohnung für seine Rettung?

— Freilich!

— Und das ist Alles?

— Nein, er hat mich auch zum Obersten ernannt!

— Ei sieh doch; zum Obersten! Ich gratulire! Du bist freilich kein Fürst geworden, aber ich freue mich doch!

— Ach, dachte Eichholz, armes Kind, freue Dich nur. Wie bald werde ich Deine Freude in den heftigsten Gram verwandeln müssen. Aber es *muß* sein!

Laut sagte er:

— Du hast meine Frage unbeantwortet gelassen, Geliebte, warum wir uns nicht vereinigen sollten?

— Ach, Carl, es kann ja nicht sein, und Du weißt, weshalb nicht! Warum also von etwas Unmöglichem sprechen?

— Ich sehe darin keine Unmöglichkeit!

— Du siehst keine — und Du weißt doch — mein Vater wird niemals seine Einwilligung geben!

— Er wird es auch nicht nöthig haben!

— Was meinst Du damit?

— Ich meine, daß Du jetzt hier unter meinem Schutze bist, daß es unmöglich ist, Deinen Vater wieder zu finden, da die Stadt brennt und zerstört wird und daß er auch nicht weiß, ob Du noch lebst, oder umgekommen bist. Sollten wir ihn nach wiederhergestelltem Frieden dereinst wiederfinden, so wird er sich über unsere Verbindung freuen!

Pauline schüttelte ernst den Kopf.

— Nein, sagte sie, das berechtigt mich noch nicht, dem Willen meines Vaters entgegen zu handeln. Ich begreife Dich nicht, Carl. Wenn der Brand in der Stadt vorüber ist, werde ich

mich mit Deiner Hülfe an den Kaiser wenden, und ihn bitten, mich zur russischen Armee zu schicken, wo mein Vater wahrscheinlich anzutreffen, oder doch zu erfragen sein wird. O, Carl, wir wollen auf bessere Zeiten hoffen. Wenn dieser fürchterliche Krieg beendet sein wird — dann — dann wird mein Vater seinen Sinn ändern, und seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben.

— Wenn nun aber, sagte Eichholz zögernd, wenn —

Pauline sah ihn erschrocken an.

— Was hast Du denn, Carl — wie siehst Du aus? Du machst ja ein so verlegenes Gesicht?

— Nun ja, ich meine, der Zeitpunkt, den Du im Auge hast, kann noch auf lange Zeit hinaus gerückt werden und wir wissen nicht, wer ihn erlebt.

— Das steht in Gottes Hand! sagte Pauline. Aber Du hast noch etwas Anderes auf dem Herzen, ich sehe es Dir an. Eine Unglücks-Nachricht! Quäle mich nicht mit Deinem Unglück weissagenden Gesicht, sondern sage mir, was es ist!

— Bist Du auch stark genug, die Nachricht zu hören?

— Also doch! Mein Gott, mein Gott, was wird es sein? rief die Gräfin Pauline bleich, sprang auf und streckte beide Arme Eichholz entgegen. Jesus, mein Vater?

— Ja, es betrifft Deinen Vater!

— Er ist todt! schrie im höchsten Schmerze die Gräfin, und sank halb ohnmächtig auf das Bette zurück.

— Du hast es gesagt! erwiderte Eichholz.

Weinend und schluchzend krümmte sich Pauline auf dem Bette, und Minka stimmte in ihre Klagen ein.

Eichholz versuchte, sie zu trösten, aber sie hörte nicht darauf, und er entfernte sich aus dem Zimmer, um die Wirthin, Minka's Mutter, herbeizurufen, der er anbefahl, nach der Gräfin zu sehen, und ihr erforderlichenfalls Hülfe zu leisten.

Sie eilte hinauf und fand die Gräfin ohnmächtig in Minka's Armen.

Nach Anwendung einiger Mittel kam sie jedoch wieder zu sich, und hörte im Erwachen, wie die Wirthin zu ihrer Tochter sagte:

— Ja, ja, es geschieht ihr ganz Recht. Da brennt unsere schöne Stadt, und das ist das Werk ihres Vaters, der uns Alle in's Ver-

derben gestürzt hat. Da soll man noch Mitleiden mit der Tochter haben. Hat ihr Vater denn Mitleiden mit Denen gehabt, die er durch diesen Brand in namenloses Unglück gestürzt hat?

— Mutter, sagte Minka, sei still, sie ist erwacht!

— Warum soll ich still sein, tobte die Alte wüthend. Was wird nun der Kaiser von Frankreich sagen? Habe ich ihm nicht den Brandplan entdeckt, und gehofft, eine große Belohnung dafür zu erhalten? Wer wird mir diese nun geben, nachdem die Stadt doch brennt? Und ich gebe der Tochter des Mordbrenners noch Obdach in meinem Hause? Liegt sie nicht auf meinem Bette? Ihr Vater ist todt, er hat den Lohn für seine Schandthat erhalten. Wer ist nun die hochgeborne Gräfin? Ist sie nicht eine Bettlerin, die mir nicht einmal das vergelten kann, was ich aus Barmherzigkeit an ihr thue?

Eichholz, der nach seinen Leuten und Pferden gesehen hatte, trat leise und traurig in das Zimmer, und hörte die letzten Worte der Wirthin, als eben die Gräfin sich aufrichtete, und mit dem Finger der Wirthin die Thüre wies.

Zornig aufbrausend trat er mit zwei Schritten heran, ergriff das alte keifende Weib bei den Schultern, schob sie zur Thür hinaus und warf sie die Treppe hinab.

Sie schrie fürchterlich, und Minka eilte ihrer Mutter zu Hülfe.

Pauline war sich inzwischen ihrer hülflosen Lage bewußt geworden, und stürzte Eichholz in die Arme, als er wieder eintrat.

— Nun bin ich vernichtet und hülflos! weinte sie an seinem Halse. Hast Du wohl gehört, was sie sagte? Eine Bettlerin bin ich!

— Kränke mich nicht, meine Pauline! sprach Eichholz und küßte sie zärtlich. Du bist die Braut des Obersten, Baron von Eichholz und Herrin seiner Güter — bald, bald meine geliebte Gattin!

— Ach, Eichholz, ich weiß nicht, ob das noch geht, nachdem ich Alles verloren habe, nur meine Liebe zu Dir, nicht.

— Kränke mich nicht, sagte Eichholz, niemals habe ich mehr gewollt, als Dich und Deine Liebe. Nun, da Du das Schlimmste weißt, beruhige Dich. Ich werde für einen andern Aufenthaltsort sorgen.

— Aber ist es denn auch gewiß, daß mein theurer Vater nicht mehr unter den Lebendigen ist?

— Ganz gewiß!

— Von wem weißt Du es?

— Vom Kaiser selbst!

— Heiliger Gott, er hat ihn doch nicht erschießen lassen?

— Nein, nein; was hast Du für Ideen.

— Wie ist er denn gestorben?

— In seinem selbstgewählten Berufe. Eine umstürzende Mauer hat ihn erschlagen.

— Ich kann nicht daran glauben!

Die Thür öffnete sich und der Haushofmeister des Grafen Muraw trat ein.

— Da ist Iwanowitsch! schrie freudig die Gräfin. Nun werden wir hören! Nicht wahr, mein Vater ist nicht todt?

— Leider ist er es, gnädige Gräfin! sagte der Russe, und dicke Thränen liefen aus seinen Augen in den dichten Bart. Er ist todt und wir haben seine Leiche nicht einmal finden können — Alles verbrannt und zu Asche geworden. Das Haus auch verbrannt mit Allem, was darin war.

— Und meines Vaters Geld, sein Vermögen?

— War im Hause. Der Herr Graf wollte zurückkehren, und abreisen, es war schon Alles gepackt. Da ereilte ihn der Tod, das Haus liegt im Schutte, und nichts von Allem ist übrig.

— Aber die Güter?

— Liegen dort, wo die französische Armee gesengt, verbrannt und geplündert hat — sind Wüsten!

— Und Sie? Was werden Sie beginnen?

— Erlauben Sie mir eine Frage, gnädige Gräfin, bevor ich die Ihrige beantworte. Was werden Sie thun?

Pauline erröthete und schwieg.

— Die Gräfin ist meine Braut, und binnen einigen Tagen meine Gattin! sagte Eichholz entschieden.

— Wollen Sie mir die Güter zur Verwaltung anvertrauen? fragte Iwanowitsch verlegen, an wen er die Frage eigentlich richten solle.

— Sobald der Krieg beendet ist, sagte der Oberst, kehre ich nach Deutschland zurück, wo ich selbst große Güter besitze. Ich zweifle nicht daran, daß die Gräfin Ihnen gern die Güter anvertrauen wird. Sehen Sie zu, was damit zu machen sein wird, und schreiben Sie der Gräfin Berichte. Hier ist meine Adresse. Bewahren Sie solche wohl auf. Vielleicht kommen wir im Frieden einmal her und besuchen die Güter!

Der Russe warf sich zu Boden und küßte weinend die Füße der Gräfin.

— Ich gehe jetzt zur Armee, sagte er dann und werde sofort die Güter besuchen, sobald das Land vom Feinde befreit ist. Ich werde Ihre Interessen, wie meine eigenen, wahrnehmen, und auf diese Weise meinem Herrn noch im Grabe dankbar sein.

— Sie setzen da einen Fall, warf Eichholz ein, der vielleicht sobald nicht eintritt. Wie nun, wenn die Franzosen das Land nicht räumen?

— Ach, sagte Iwanowitsch, der Winter tödtet Ihre ganze Armee, nachdem Sie Moskau nicht mehr haben. Wenn Sie es möglich machen können, Ew. Gnaden, so reisen Sie sobald als möglich nach Deutschland zurück. Es wird wohl Niemand von den Franzosen übrig bleiben, der erzählen kann, er sei in Rußland gewesen.

— Nun, nun, erwiderte Eichholz, das ist stark, da müßten wir keinen Napoleon an der Spitze haben.

— Gegen die Macht, die gegen ihn aufstehen wird, kann er nichts, und nichts gegen Gott! sagte feierlich der Russe und ging.

Der Baron besorgte nun für Pauline eine bessere Wohnung in einem ziemlich gut erhaltenen Hause der Vorstadt, wohin ihre treue

Minka sie begleitete, trotz des Zornes der Mutter, die sich über den verlorenen Lohn ihres Verrathes nicht beruhigen konnte.

Die Wohnung ward unter den Schutz der französischen Wachen gestellt, so daß der Oberst ruhig seinen Dienst-Geschäften nachgehen konnte.

Es war seine Absicht, sich baldigst mit der Gräfin zu vermählen, und sie sodann nach Deutschland auf seine Güter abgehen zu lassen.

Aber Aufträge, die er vom Kaiser erhielt, der ihn seit den Tagen des Brandes besonders zu beachten schien, führten ihn schon in den nächsten Tagen zu den Armee-Korps, welche unter dem König von Neapel die Russen verfolgt hatten, und jetzt bei Kaluga der russischen Armee gegenüber standen.

Er mußte sich dort mehrere Wochen lang aufhalten, und so war die Mitte des Octobers herangekommen, bevor er wieder nach Moskau zurückkehren konnte.

Er fand seine Pauline gesund wieder, und freudig flog sie ihm entgegen.

Der Gram um den Tod des Vaters war nicht mehr so heftig. Sie hatte sich darin ergeben und mochte schon wieder freudige Blicke in die Zukunft thun, die ihr im rosigsten Lichte erschien.

Der Oberst verhieß, nunmehr schleunigst alle Vorbereitungen zu ihrer Verbindung zu treffen, damit Pauline noch vor Eintritt des russischen Winters in ihre neue Heimath abreisen könne.

Aber das Schicksal hatte es ganz anders beschlossen.

Der Oberst begab sich nun nach dem Kreml, wo der Kaiser wieder residirte.

Dieser ungeheure, prachtvolle Sitz der russischen Kaiser prangte zwar noch in seiner vollen Pracht, da der Brand ihn nur wenig berührt hatte, aber sonst bot die große Hauptstadt nur ein Bild der Zerstörung dar.

Zwölftausend Häuser waren im Brande untergegangen, und die noch übrig gebliebenen wenigen Häuser waren zur Hälfte auch nur Ruinen gleich.

Und wo waren die Bewohner, die ehedem die Straßen belebten?

An Menschen fehlte es in den zerstörten Straßen allerdings nicht; — es waren aber nur französische und deutsche Soldaten — nämlich die hunderttausend Mann starke Armee Napoleons, die er den Russen nicht nachgesandt, sondern in Moskau zurückbehalten hatte.

Ihr Leben und Treiben war nun freilich auch nicht das des Friedens, denn dies war

vor dem Lärm und der Zerstörung des Krieges geflohen, und an dessen Stelle war die Verwüstung getreten.

Zwar wagten es zuweilen einzelne Einwohner der Stadt, nach Moskau zurückzukehren, um nach ihrem Eigenthume zu sehen, und sich unter die Soldaten zu mischen, denn der Kaiser hatte durch strenge Befehle dem Plündern und Morden Einhalt zu thun, und durch Errichtung einer Polizei das Leben und die Habe der zurückgebliebenen Russen zu sichern gesucht; aber dennoch vermochte der Allgewaltige hier nicht durchzugreifen und die Auflösung aller Zucht und Disciplin im Heere zu verhindern. Jeden Morgen fand man neue Opfer, die von beiden Seiten der Habgier und Plünderungswuth und dem Racheburste und Nationalhasse gefallen waren.

Ueberdies blieb jede Zufuhr von Lebensmitteln aus, Moskau's Vorräthe waren längst erschöpft oder nutzlos zu Grunde gerichtet. Es blieb daher nichts weiter übrig, als in entfernteren Gegenden die nothwendigen Lebensmittel aufzutreiben, wobei nicht selten ganze Schaaren in die Hände der Feinde fielen, und ihre Kühnheit mit dem Leben büßen mußten.

Unter solchen Umständen rissen Mangel und Noth immer fühlbarer im französischen Heere ein.

Es fehlte an Fleisch, die Brodaustheilungen wurden immer mehr beschränkt, und an Futter für das Vieh fehlte es gänzlich.

Jeder Soldat mußte sich das, was er zu seinem Lebensunterhalte brauchte, selbst zu verschaffen suchen. Sie durchkrochen daher die Ruinen der abgebrannten Häuser, die verschütteten Keller, und von Hunger und Kälte gequält, nahmen sie weg, was sie fanden.

Die Auflösung der ganzen Armee war nahe.

Eichholz konnte, als er Alles dies beobachtete, wie er durch die zerstörten Straßen ritt, nicht umhin, an die Prophezeiung des Haushofmeisters Iwanowitsch zu denken, und es stiegen unheilvolle Ahnungen in ihm auf.

Der Kaiser empfing den Obersten sehr wohlwollend und hörte seine Berichte aufmerksam an.

Als die Geschäfte abgethan waren, wurde er gesprächig und fragte sogar nach der jungen Gräfin Muraw.

Eichholz war in Verlegenheit gewesen, wie er seine Bitte anbringen solle.

Er benutzte daher die Frage des Kaisers, die Bitte auszusprechen, sich mit der Gräfin ehelich verbinden und sie sodann nach Deutschland absenden zu dürfen, wenn gelegentlich eine

Eskorte dahin gehe, welcher er sodann einige Dragoner von seinem eigenen Regimente beizugeben wünsche.

— Es ist zu spät, Oberst, das kann nicht sein! sprach Napoleon entscheidend.

Eichholz erblaßte.

— Gegen Ihre Heirath habe ich nichts, aber —

— Ew. Majestät —

— Ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen. In vier Tagen marschiren wir.

Der Oberst fuhr zurück.

— Sie wußten es also noch nicht?

— Sire, ich bin so eben erst angekommen.

— Nun, also! Der Kaiser von Rußland lehnt den ihm angebotenen Frieden ab, und ich muß ihn dazu zwingen, Frieden zu schließen. Wir rücken auf Kaluga!

— Ew. Majestät, im Beginn des Winters?

— Ich kann mich nicht länger hier halten. Die Armee würde sich auflösen. Geben Sie Ihre Braut unter den Schutz einer anständigen Offiziers-Dame. Beide können dann einen meiner Wagen benutzen. Das thue ich Ihretwegen. Adieu!

Mit einer huldvollen Handbewegung verabschiedete der Kaiser den Obersten.

Dieser ging mit schwerem Herzen nach der Vorstadt und hinterbrachte der Gräfin Pauline die Hiobspost. So unangenehm sie auch war — man mußte sich darin finden, und die Damen fingen an, einzupacken.

Am Morgen des 19. October 1812 verließ der Kaiser den Kreml, um den schon vorher beschlossenen Rückzug der Armee zu leiten, den er, um die Russen zu täuschen, auf der Straße nach Kaluga ausführte.

Dann wendete er sich rechts und trat den eigentlichen Rückzug nach Deutschland an.

Nach ungeheuren Verlusten an Menschen und Material war die französische Armee endlich bei dem furchtbarsten Winterwetter, unter Schneestürmen und bei dem schärfsten Froste, an dem Flusse angekommen, der die Beresina heißt.

Hier hatten die Russen das jenseitige Ufer besetzt und wollten die letzten Reste der Franzosen gefangen nehmen.

Der Fluß ist weder breit noch reißend und würde unter gewöhnlichen Umständen nur ein ganz leicht zu besiegendes Hinderniß gewesen sein; aber die einzige Brücke, welche bei Borisow hinüberführt, war von den Russen besetzt, und es mußten daher neue Brücken geschlagen

werden, was aber Himmel und Erde, die Elemente und Menschen verhindern zu wollen und sich verbündet zu haben schienen, alle ihre Schrecknisse über die unglücklichen Trümmer der einst so furchtbaren französischen Armee auszuschütten, und die sonst so stolzen Sieger durch alle nur erdenklichen Qualen zur Verzweiflung zu bringen.

Zunächst kam es darauf an, eine geeignete Stelle zum Uebergangspunkte auszuwählen.

Diese wurde bei dem Dorfe Studzianka gewählt, wo das eigentliche Bette des Flusses nur schmal ist, dagegen tiefe Moräste an beiden Ufern den Zugang ungemein erschweren.

Diese Moräste waren eben so, wie der Fluß selbst, zugefroren, jedoch war die Frost- und Eisrinde noch nicht stark genug, Menschen oder schwere Lasten zu tragen; und in der Mitte des Flusses hatte die Gewalt des Wassers sogar die Eisdecke durchbrochen, und es wälzten sich daher auf dem schlammigen Wasser große Eisschollen den Strom herab.

Die Kälte hatte aber bereits eine Höhe erreicht, wie sie fast nur am Nordpol vorkommt.

Ein schneidender Wind heulte durch die Luft und trieb große Massen Schnee vor sich her, der in dicken Flocken dicht herabfiel.

Holz oder sonstiges Material zur Feuerung war nicht vorhanden, die Bekleidung der Soldaten schlecht und zerrissen, so daß ihnen jedes Mittel fehlte, der Kälte Widerstand zu leisten.

So weit das Auge reichte, breitete sich nur eine einzige Schneewüste aus.

In dieser Wüste, ohne Feuer und Obdach, lagerten die Ueberreste jener glänzenden Schaaren aus den meisten Ländern Europa's, die vor wenigen Monaten im Siegesglanze nach Moskau gezogen waren, in der jammervollsten Verfassung.

Es konnten wohl noch sechzig- bis siebenzigtausend Mann sein, die von fünfmalhunderttausend und den noch nachgerückten Hunderttausenden übrig geblieben waren, aber auch diese bildeten nur einen unordentlichen Haufen, der eigentlich nicht mehr ein Heer genannt werden konnte.

Hunger und Kälte hatten alle Bande des Gehorsams aufgelöst. Jeder Einzelne war nur auf seine Selbsterhaltung bedacht, und das Uebermaaß des Elends hatte alle Menschlichkeit in den Soldaten erstickt.

In jedem Augenblick rafften Hunger, Kälte und Erschöpfung neue Opfer hinweg, und die noch Lebenden fielen gierig über den Leichnam

her, um sich in seine Hinterlassenschaft zu theilen, falls darin noch etwas Brauchbares vorhanden war.

Binnen kurzer Zeit war der Leichnam mit dem fallenden Schnee überdeckt, und nur ein kleiner Hügel bezeichnete seine Grabstätte

Nun aber war es diese Noth nicht allein, welche auf den Franzosen lastete.

Die Besorgniß, wie der Fluß-Uebergang bewerkstelligt werden sollte, und die Nähe einer drohenden Uebermacht der Feinde auf diesem und jenem Ufer steigerte die verzweiflungsvolle Lage des französischen Heeres bis zur Unerträglichkeit.

Drei russische Armeen droheten, die Franzosen von allen Seiten einzuschließen.

Ihr Untergang schien unvermeidlich, und es ist und bleibt in der That unbegreiflich, daß sie ihn dort nicht gefunden haben.

Der Kaiser aber verlor weder Muth noch Besonnenheit, und allein seinen Anordnungen, aber auch nur seinem noch nicht ganz erloschenen Glücksstern war es zuzuschreiben, daß das Unmögliche möglich wurde, und ein Theil der Armee mit dem Kaiser selbst entkam.

So gern wir über diesen Akt des großen Trauerspiels, welches die französische Armee

ausführte, eben so schnell, als über den Rückzug von Moskau bis an die Beresina, hinweggehen möchten, so sehen wir uns doch genöthigt, noch einige Einzelnheiten anzuführen, weil wir diese zum genauen Verständniß des Bildes, was folgt, für erforderlich erachten.

Um den Uebergang über die Beresina zu bewerkstelligen, bedurfte man Brücken, die über den Fluß geschlagen werden mußten.

Aber es fehlte an dem nöthigen Material. Jenseits standen die Russen als Zuschauer, und um die Arbeit zu hindern.

Sie glaubten aber, daß ihre Einschreitung überflüssig sei, denn die großen schwimmenden Eisschollen drohten den Arbeitern und der Brücke schon allein den Untergang.

Doch, Napoleon befahl, und was er befahl, mußte ausgeführt werden.

Einige hundert Reiter, deren Pferde noch in solchem Zustande waren, daß sie sich mühsam fortschleppen konnten, mußten in den Fluß setzen und hinüber schwimmen, um die Russen drüben zu verjagen. Jeder Reiter nahm einen Infanteristen hinter sich auf das Pferd.

Viele von diesen Soldaten gingen in den Eiswogen unter; — die Uebrigen aber, welche

von Eis starrend an das jenseitige Ufer gelangten, griffen den Feind an und verjagten ihn.

Wagen wurden zerschlagen und Häuser niedergerissen, um das zum Brückenbau erforderliche Material zu gewinnen. — Wie dürftig und unzulänglich dies war, ist leicht einzusehen.

Nun gingen die Pontoniere, Seesoldaten und Zimmerleute bis an den Hals in das Eiswasser, und arbeiteten mit ausdauernder Anstrengung, die ihres Gleichen in der Kriegsgeschichte nicht findet.

Sie trotzten der Kälte, der Erschöpfung und dem Tode, denn der Kaiser sah ihnen zu, ordnete an und legte selbst Hand an.

Unter unerhörten Anstrengungen war endlich eine Brücke zu Stande gekommen, und es gingen einige Truppen, besonders Kanonen, hinüber.

Da senkte sich die Brücke und mußte nochmals hergerichtet werden. Zugleich wurde noch eine zweite erbaut, und der Uebergang des geordneten Theiles des Heeres begann.

Als die Franzosen das rechte Ufer der Beresina im Besitze hatten, war ihr weiterer Rückzug gesichert, und wenngleich damit noch wenig für den Uebergang selbst gethan war, so sah

man doch die Möglichkeit des Ueberganges vor Augen.

Der Kaiser beabsichtigte, daß der Rest des Heeres, namentlich die ungeheuere Schaar der Nachzügler, die Nacht benutzen würde, um über den Fluß zu gehen. Befehlen ließ sich so etwas nicht, denn außer den noch unter Gewehr stehenden Soldaten gehorchte Niemand mehr, was auch befohlen werden mochte. Es war gar nicht mehr möglich, die Befehle diesen herumirrenden Schaaren bekannt zu machen.

Der Kaiser hatte sich, von den Anstrengungen des Tages erschöpft, in ein Bauerhaus des Dorfes Studzianka begeben. — Das einzige Haus, was zu diesem besonderen Behufe stehen gelassen worden war.

Hier wollte er ruhen und sich erholen.

Aber seine Hoffnung war vergebens. — Unaufhörlich kamen neue Meldungen, wurden Befehle verlangt, und er sah bald ein, daß er dies Asyl wieder verlassen müsse.

In Folge einer Meldung that er dies denn auch endlich, und trat aus der Bauerhütte wieder hinaus in das Schneegefilde, auf welchem jetzt Tausende von Unglücklichen mit allen Qualen des menschlichen Elends kämpften.

Er sah sofort, daß wenn auch die Brücken jetzt von geordneten Truppen ganz frei waren, da deren Uebergang während der Nacht nicht stattfand, doch Niemand von den Nachzüglern, den Weibern, den Kranken, den Wagen und dem andern Trosse daran dachte, schnell die Brücken zu passiren, um den Fluß zwischen sich und die Russen zu legen, die nun schon anfingen, nachzudringen.

Hunger, Kälte und gänzliche Erschöpfung hatten die Nachzügler und den Troß in ein solches Uebermaaß von Elend gebracht, daß eine drohende Gefahr sie nicht mehr schrecken konnte, und daß sie nur eine flüchtige Linderung ihrer gegenwärtigen Qualen zu erreichen suchten.

Sie bedurften augenblicklich Schutz gegen die schneidende Kälte, einige Bissen Brod zur Stillung des wüthenden Hungers und etwas Ruhe und Erholung von den langen Strapazen ihrer Flucht.

Das war Alles, was sie suchten.

Nun vermochten sie die Erfüllung dieser bescheidenen Wünsche nur zur äußersten Nothdurft zu erreichen, da die Menge der zusammengefahrenen Wagen sie gegen den eisigen Wind schützte, und die Trümmer der wegen Mangels an Pferden zerschlagenen Wagen, so wie der

zerstörten Wohnungen, hier und da das Material zu einem Feuer darbot, an dem sie sich wärmen konnten, auch das Fleisch der gefallenen Pferde dazu diente, ihren Hunger zu stillen.

Das war doch wenigstens Etwas.

Aber das jenseitige Ufer bot diese elenden Linderungsmittel nicht einmal dar, und deshalb blieben die Flüchtlinge vorläufig noch lieber hier. Die Brücken waren ja geschlagen, und man konnte später immer noch hinübergehen.

Der Kaiser schritt, in seinen Zobelpelz gehüllt, finster und schweigend einer Anhöhe zu, von welcher er bei dem Scheine der brennenden Feuer das Jammerlager übersehen konnte.

Aber er begriff sogleich, daß er mit seiner Gewalt hier am Ende sei. — Doch wollte er nicht wieder in die Hütte zurückkehren, wie kalt es auch war. — Er ging einige Schritte von der Anhöhe herab, und befahl ein Feuer anzumachen, an dem er sich wärmen wolle.

Die Hütte war schnell demolirt und gab das nöthige Material zu dem Feuer her. Der Kaiser setzte sich auf seinen Feldstuhl und sein Gefolge lagerte sich um das Feuer her.

So brachte Napoleon die Nacht vom 26ten bis zum 27. November 1812 hin.

Aber am Morgen des 27ten begann der Uebergang der geordneten Truppen von Neuem, und nun setzten sich auch die Nachzügler und der ganze Troß in Bewegung.

Man hörte schon in der Ferne den Donner der russischen Kanonen, welche auf die Nachhut der Franzosen feuerten, und letztere immer näher nach dem Flusse herantrieben.

Auch das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung.

Nun trat aber ein Unglück ein, welches auf das schreckliche Resultat dieses Tages von großem Einflusse war. Eine der beiden Brücken brach zusammen und die Fluthen rissen sie mit sich fort.

Es blieb nun für die große Menschenmenge und dem ungeheueren Troß von Wagen und Bagage, nur noch die andere Brücke übrig, auf welche in furchtbarer Hast Menschen und Wagen hindrängten, und einen großen verworrenen Knäuel bildeten, der bald den Zugang zur Brücke versperrte.

Die Nachhut der Franzosen wurde jetzt von den Russen schrecklich gedrängt, und auf dem jenseitigen Ufer griffen die zurückgekehrten Russen ebenfalls wieder an.

Hier lag die Entscheidung, und Leben und Freiheit hingen von dem Ausgange der Schlacht

auf dem jenseitigen Ufer ab. Der Kaiser mußte dahin. Mit dem Gewehr in der Hand bahnte die alte Garde dem Kaiser einen Weg durch die wild in einander gedrängte Menge und über die Brücke.

Nun stürzte aber auch Alles hinterher.

So lange der Kaiser noch auf dem diesseitigen Ufer war, glaubte Jeder noch Zeit zu haben. Aber als Er über den Fluß ging, wollte Alles auch hinüber.

Einige Granaten aus den russischen Geschützen, die unter die Menge fielen, trieben die wilde, wüthende Menge noch zu größerer Eile an. —

Alles, was noch von geordneten Truppen auf dem linken Ufer war, erhielt Befehl, unverzüglich über die Brücke zu gehen, damit später für die immer näher herankommende Nachhut kein Hinderniß eintrete.

Als nun die Menge auf die Brücke einstürmte, als die Hinteren immer nach vorn drängten, als Hunderte niedergeworfen und zertreten wurden, und Andere sich über dieselben den Weg bahnten, als auf der Brücke selbst ein solches Gedränge war, daß zu beiden Seiten Hunderte in den Fluß hinabgestürzt wurden und ertranken, als die russischen Kugeln große Lücken

in diesen Menschenknäuel rissen, und das Wehegeschrei und die Flüche eine furchtbare Höhe erreichten, da bahnte sich auch ein Wagen seinen Weg nach der Brücke, auf dem zwei verhüllte Frauengestalten saßen, während ein Mann, in einen Offizier-Mantel eingehüllt, nebenher ritt, und für den Wagen Platz zu machen suchte.

Aber es war vergebens.

Wenn auch der Wagen einige Schritte vorrückte, so wurde er doch immer wieder angehalten und fast umgeworfen, und die wilden, entmenschten Nachzügler fluchten, und droheten den Wagen in den Fluß zu werfen, wenn er ihnen nicht Platz mache.

Die in dem Wagen sitzenden beiden Damen wollten denselben verlassen, was aber des Gedränges wegen unmöglich war.

Der Offizier suchte vergebens Platz zu machen; er wurde vielmehr selbst von dem Wagen abgedrängt und konnte sich kaum noch auf seinem Pferde erhalten.

Sein Helm entfiel ihm, und vergebens versuchte er denselben wieder zu erhalten, vielmehr wurden seine Bemühungen mit Hohn und Wuthgeschrei erwidert.

Der Wagen ward im Gedränge emporgehoben und war in Gefahr umzustürzen, während der

Offizier vergebens kämpfte, sich demselben zu nähern.

In dieser verzweiflungsvollen Lage machte sich plötzlich ein geordneter Zug mit Gewalt, theilweise durch Säbelhiebe Platz.

Ein junger Offizier ritt an der Spitze einiger Dragoner, denen noch eine größere Anzahl unberittener Dragoner folgte.

Langsam, aber sicher drangen sie durch den Haufen vor, und näherten sich der Brücke.

Da fielen die Augen des jungen Offiziers auf die hülflosen beiden Damen im Wagen, und augenblicklich manövrirte er mit seiner Schaar so, daß er den Wagen in die Mitte derselben brachte.

Nun rückte er wieder langsam vor; aber eine der Damen wußte es so zu machen, daß sie, als der junge Offizier dem Wagen nahe kam, das Epaulette auf seiner Schulter ergriff und sich daran festhielt.

Der Offizier sah sich um und erblickte ein todtenbleiches, aber engelschönes Gesicht, mit dem Ausdrucke der größten Angst in den lieblichen Zügen.

Sie sprach zu ihm, aber der Lärm war zu groß, als daß er etwas hätte verstehen können.

Inzwischen tobte der Zug der Nachzügler wie Meereswellen bei dem Wagen vorüber, der Brücke zu.

Der Offizier neigte seinen Kopf zu der Dame im Wagen herab, und sie schrie ihm ins Ohr:

— „Retten Sie jenen Offizier dort, er ist mein Verlobter! O Gott, es ist zu spät!"

Nach diesen Worten sank sie in den Wagen zurück.

Der junge Offizier sah nach der bezeichneten Richtung.

Da hielt ein Offizier im bloßen Haupte zu Pferde, mit dem Säbel in der Hand, unter tausend und aber tausend wilden Gestalten, die eher Thieren des Waldes, als Menschen ähnlich sahen.

Zahllose Hände streckten sich mit Stöcken und Knitteln nach ihm aus, und eben so viele waren bemüht, ihn vom Pferde zu reißen und das Pferd selbst zu Boden zu werfen, welches sich mit den Hufen aus aller Kraft wehrte.

Es war aber augenscheinlich, daß der Offizier binnen Kurzem unterliegen mußte.

Der junge Dragoner-Offizier gab einigen seiner Dragoner, die noch beritten waren, einen Wink und sprengte, gefolgt von ihnen, und eine

augenblickliche Lücke benutzend, durch das Gedränge hin zu jenem Offizier.

Scharfe Säbelhiebe fielen, und heulend ließ die Menge, scheu vor den bewaffneten Soldaten, ab von dem Hartbedrängten.

Der junge Offizier ergriff den Zügel seines Rosses und zog ihn mit fort, zu dem Wagen hin, den sie in einem Augenblick erreichten.

Vorwärts! kommandirte der junge Offizier mit scharfer Stimme, und langsam rückte der geordnete Zug in dem Gewimmel weiter nach der Brücke zu.

Die beiden Offiziere ritten dicht vor dem Wagen her.

— Herr Kamerad, sagte der Aeltere, wir haben uns ohne Zweifel Beide sehr verändert.

Der Andere sah ihn schnell ernst an und nickte.

— Aber, wenn ich nicht irre, ist es nicht das erste Mal, daß ich Ihnen mein Leben verdanke.

Der junge Offizier lächelte und sprengte vor, um Platz zu machen.

Als er wieder zurückkam, sagte er fast athemlos:

— Wenn wir nur die Brücke erst hinter uns hätten. Ja, ich glaube, daß ich Sie in der Schlacht bei Smolensk gesehen habe.

— Nicht bei Smolensk!

— Ach, bei Borodino! Man wird wirr in diesem Spektakel!

— Mein dreifacher Lebensretter — wie soll ich Ihnen danken?

Aber der junge Offizier hatte keine Zeit zu antworten, denn der Wagen fuhr jetzt auf die Brücke, und das Gedränge war fürchterlich.

Er hielt sein Roß zurück, um bei dem Wagen zu bleiben, und in demselben Augenblick hatten sich wohl hundert und mehr Nachzügler zwischen ihn und seinen Gefährten geschoben, so daß jener fast bis an das jenseitige Ende der Brücke gedrängt wurde.

— Nun, da ist er geborgen! sagte der junge Dragoner-Offizier, als er dies sah, zu sich selbst. Wenn ich den Wagen auch nur erst so weit hätte.

Das Gedränge auf der Brücke wurde immer fürchterlicher, und die bis dahin geordnet marschirten Dragoner des jungen Offiziers wurden aus einander gedrängt.

Der Wagen selbst wurde seitwärts geschoben, und da die Brücke kein Geländer hatte, kam er in Gefahr, hinabzustürzen.

Aller Muth, alle Gewandtheit, alle Kraft des jungen Dragoner-Offiziers war hier vergebens.

Das wirrte, das tobte, das brüllte, das fluchte zu beiden Seiten neben ihm vorbei, und wirbelte ihn zuweilen mit seinem Pferde rund herum.

Von Zeit zu Zeit kam eine russische Kanonenkugel oder Granate geflogen und schlug in die Menge ein.

Der Offizier suchte sich aber dennoch dem Wagen zu nähern, um ihn wo möglich aus seiner gefahrvollen Stellung zu befreien, oder die Damen zu retten.

Aber als er sich schon ganz nahe dabei befand, tobte eine neue Schaar Besessener vom Lande her auf die schon volle Brücke, und drängte so energisch vorwärts, daß eine große Anzahl Menschen von der Brücke in das Wasser stürzte.

Hunderte drückten gegen den schon auf der äußersten Kante stehenden Wagen.

Er neigte sich immer mehr und mehr, und plötzlich stürzte er unter dem gellenden Geschrei der beiden Damen, mit Pferden und Kutscher, hinab in die Eis treibenden Fluthen der Beresina, ohne daß Jemand von den wüthenden,

fast blödsinnig gewordenen Soldaten darauf achtete.

Aber Einer beachtete es, der nahe dabei war, ohne jedoch das Unglück hindern zu können.

Das war der junge Dragoner-Offizier.

Er hatte das Unglück nicht hindern können, wollte es aber wieder gut machen.

Kaum lag der Wagen in den Fluthen, als auch schon der Offizier sein Pferd zum Sprunge spornte, und im nächsten Augenblick setzte er von der Brücke hinab, und verschwand im Strome.

Es kümmerte sich zwar Niemand von denen, die sich über die Brücke wälzten, darum, was vorging. Hätte aber Jemand Zeit dazu gehabt, so würde er gesehen haben, daß der Offizier nach kurzer Frist wieder hervor kam, und noch auf seinem Pferde saß, welches, dem Zügel gehorchend, rüstig nach dem Wagen schwamm, der sich im Fallen glücklicherweise nicht gedreht hatte, und theilweise, je nachdem sich die Pferde hin- und herwälzten, bald unter, bald über dem Wasser war.

Der Offizier griff mit starker Hand in den Wagen, und zog eine leblose Frauen- oder Mädchengestalt daraus hervor. Er legte sie vor sich auf das Pferd, schwamm wieder dem inzwischen etwas weiter getriebenen Wagen nach, griff noch

einmal hinein, durchsuchte ihn ganz, und schauderte.

Der Wagen war leer. Eine von den Mädchen war aus dem Wagen gefallen und in den Fluthen verschwunden. Der Kutscher fehlte ebenfalls.

Der Offizier schwamm auf seinem Pferde und mit seiner Last, an das jenseitige Ufer.

Als das Pferd wieder Grund fühlte und auf seinen Füßen stand, bewegte es sich eine Zeitlang nicht von der Stelle, sondern schnaufte und schüttelte sich.

— Wen habe ich nun gerettet? fragte sich der Offizier, und hob den Kopf des Mädchens empor.

Er schaute in das leichenblasse, aber engelschöne Gesicht, das er heute schon einmal gesehen hatte.

Der kleine Mund bewegte sich krampfhaft und die Augenlider zuckten.

— Gott sei Dank! sagte halblaut der Offizier. Das ist sie, und sie lebt!

Unterdeß war es dem Obersten gelungen, sich aus dem ihn umstrickenden Knäuel loszuwinden. Er eilt an das Ufer, er sieht den Offizier mit dem leblosen Frauenbild in den Armen, das er so eben bemüht ist, in seinen eige-

nen großen Mantel einzuwickeln; er erkennt ihn wieder.

— Großer Gott, sagt er. Sie wieder! Haben Sie sie gerettet? Aber nur Eine? Wo ist die Andere, wer ist es, lassen Sie mich doch sehen?

— Nehmen Sie sie hin, es ist die Rechte! sagte Steinau und übergab dem Offizier das leblose Mädchen. Die Andere vermochte ich leider nicht zu retten. Der Mensch thut, was er kann, das Uebrige liegt in Gottes Hand!

Der Oberst drückte Pauline an seine Brust und schaute bewegt in das liebliche, bleiche Gesicht und horchte auf ihre Athemzüge. Aber immer wär sie noch leblos. Er wickelte sie wieder in den Mantel, nahm sie in seinen Arm, und indem er flüsterte: Sie lebt, sie lebt, ihre Brust hebt sich; die Wärme wird sie wieder zum Leben bringen! schaute er auf, um dem Retter seinen Dank zu sagen.

Aber dieser war verschwunden. Er fühlte, daß er in seinen nassen Kleidern bei der entsetzlichen Kälte nicht ruhen dürfe, wenn er nicht auch zu den Tausenden von Todten gezählt werden wollte, die der Uebergang über die Beresina kostete.

Er suchte einige von seinen Leuten auf, und fand mehrere, als er dachte, daß davon gekommen wären. Nun stieg er vom Pferde und ließ dasselbe führen, indem er selbst zu Fuß marschirte und solchergestalt die Wärme seines Körpers wieder herstellte. An einer geeigneten Stelle ward ein Feuer angemacht und so lange geruht, als es der erschöpfte Körper bedurfte, um wieder einige Kräfte zu sammeln. Dann setzte man den Rückzug über Zembin auf der Straße nach Wilna fort.

Dem Obersten von Eichholz gelang es, einen umgestürzten Schlitten zu finden, dessen Pferd getödtet war, und noch in dem Geschirr lag. Mit Hülfe einiger Soldaten wurde es möglich, den Schlitten aufzurichten, und das Geschirr von dem todten Pferde zu lösen. Es ward nun das Pferd des Obersten eingespannt, er setzte sich mit seiner theuern Last in den Schlitten, ein Soldat übernahm die Führung desselben, und so ging es vorwärts.

Aber es schien, als sei die Lebenskraft des zarten Mädchens durch den schrecklichen Sturz in die Fluthen der Beresina gebrochen. Sie erholte sich zwar in den Armen des Obersten so weit, daß sie ihn erkannte, und mit einem schwachen Freudenlaut und Lächeln begrüßte.

Dann sank sie aber wieder zurück, und seine heißen Küsse konnten sie aus ihrem Halbschlummer nur auf kurze Zeit erwecken.

Der Oberst fühlte, daß etwas geschehen müsse, wenn ihm das theure Kleinod nicht in den Händen sterben solle. Er eilte daher so sehr als möglich den Trümmern der Armee voraus, und als er in ein Dorf kam, hielt er vor einem Hause, oder vielmehr vor einer Hütte an, die ein ziemlich gutes Aussehen hatte, brachte Pauline in eine warme Stube und wandte die beschränkten Hülfsmittel an, die augenblicklich zur Hand waren, um ihren Zustand zu ändern.

Aber sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und verlangte in den hellen Augenblicken wieder hinaus in den Schlitten, wo ihr wohler sei.

Eichholz kaufte einige Bettstücke, die freilich nicht im besten Zustande waren, und als ein französischer Arzt, der zufällig noch sehr flinke Beine hatte und daher mit an der Spitze der Flüchtenden war, dazu kam und nach einer Prüfung des Zustandes der Kranken, dem Obersten die wie ein Donnerschlag auf ihn einwirkende Mittheilung machte, daß die Kranke unter den obwaltenden Umständen verloren sei,

indem nichts, was ihr Zustand verlange, für sie geschehen könne, und selbst wenn dies möglich wäre, es doch sehr zweifelhaft bleibe, ob sie dem Tode noch entrissen werden könne, — da brach dem Obersten das Herz und er weinte laut.

Der Arzt gab den Rath, die Reise so schnell als möglich nach Wilna fortzusetzen, um vielleicht Hülfsmittel, die nur in einer größeren Stadt zu haben seien, anzuwenden, wenn die Kranke diese Stadt noch lebend erreiche.

Unter diesen Umständen setzte der Oberst die Reise fort, und nahm auch den Arzt noch mit, damit er die Kranke unterweges beobachte und in so fern es nöthig, Hülfe leiste.

Sie wurde auch wirklich noch lebend nach Wilna gebracht, dort aber starb sie an den Folgen der Erkältung, die sie bei dem Sturz in die eisbedeckten Fluthen der Beresina davon getragen hatte, und der Oberst kehrte traurig und einsam in sein Vaterland zurück.

VII.

Nun dürfte es an der Zeit sein, uns nach dem alten Invaliden umzusehen, den wir schlafend auf dem Postwagen verlassen haben.

Der Herr mit dem großen grauen Schnurrbart, der es bewirkt hatte, daß Krusch die Reise auf dem Postwagen bis zur nächsten Station machen durfte, stieg aus dem Wagen, als die Pferde gewechselt wurden, und als der Invalide auf Geheiß des Postillons ebenfalls vom Bocke stieg und sich seufzend den Tornister wieder über die Schulter hängte.

— Nun, mein Alter, sagte der Herr, dem Invaliden näher tretend, es ist doch wohl besser, wenn man fährt, als wenn man zu Fuße geht. Was?

— Ja wohl, ja wohl, aber entschuldigen Sie, in dieser Zeit, ich habe gehört, daß der Postillon Sie vorhin, Herr Postmajor nannte. Sind Sie bloß ein Major von den Postillons, oder sind Sie ein wirklicher Major, ein Feldsoldat, so was man bei uns Alten einen Herrn Oberstwachtmeister nennt?

— Ja, mein Alter, das bin ich wirklich, aber jetzt außer Diensten!

— Oh, allen Respect, Herr Oberstwachtmeister, ich bin ebenfalls außer Diensten, auch alter Feldsoldat, noch aus dem siebenjährigen Kriege her.

— Das sehe ich; willst Du mir sagen, weshalb Du Dich bei Deinem hohen Alter noch auf der Landstraße umhertreibst?

— Herr Oberstwachtmeister, ich treibe mich nicht umher, halten zu Gnaden. Ich habe monatlich meinen Thaler Pension und lebe da unten in Blumenberg. Da sind nun aber Geschichten vorgefallen, mit Herrn Steinau und dem Baron, von wegen — na, das ist eine zu lange Geschichte, und Herr Steinau ist nach der Hauptstadt gereist und kommt gar nicht wieder, schreibt auch nicht, und es geschieht ein großes Unglück, wenn ich Herrn Steinau nicht finde und es ihm sage. Darum habe ich mich auf den Weg gemacht, Herr Oberstwachtmeister, um ihn zu suchen, zumal er mir auch versprochen hat, daß ich vierundzwanzig Stunden auf der Wache sitzen soll, noch aus dem siebenjährigen Kriege her, die mir dazumal zudictirt worden sind, und die ich trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, noch nicht habe genießen können, in dieser Zeit!

Der Herr mit dem grauen Schnurrbart

sah den Invaliden zuerst starr an, und glaubte mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben.

Als er aber das ehrliche Gesicht und das betrübte Auge des Alten sah, schien er seine Meinung zu ändern, um wenigstens näher auf die Sache eingehen zu wollen.

— So! sagte er, das ist ja wirklich schlimm, besonders mit dem vierundzwanzigstündigen Arrest. Warum solltest Du denn in die Wache kommen?

— Weil ich dem Herrn General, Grafen von Steinau, Excellenz, das Leben gerettet hatte!

— Wo denn?

— In der Schlacht bei Hochkirchen!

— Das ist ja aber ein Menschenalter her!

— Freilich, freilich ist es lange her.

— Wie alt bist Du denn?

— Nun, es wird so nahe an die Hundert Jahre heran sein.

— Und deshalb, weil Du dem General das Leben gerettet —

— Nun, deshalb eigentlich nicht gerade, dafür hat er mir viel Geld gegeben; aber ich hatte ihn im Gefecht, als er unter dem Pferde lag, so angebrüllt, und ihn Du genannt, und da

hatte sich die alte Excellenz so sehr erschrocken und sagte, ich müsse meine Strafe haben. Nun aber wurde er bei Torgau erschossen und nachher wollte mir Niemand die vierundzwanzig Stunden Wache zukommen lassen, die er mir dictirt hatte. Er hatte mir auch eine Schrift darüber gegeben, ein Tokelment, wie es der Herr Steinau nannte!

— Hast Du das bei Dir?

— O ja, ich werde doch!

— Zeige einmal her!

Der Invalide holte aus seinem Tornister die alte Blechbüchse hervor und nahm das Dokument heraus, welches der Herr las und sodann wieder zurückgab.

— Es ist wahr, sagte er, so unglaublich es auch scheint, daß aus jener längst verschollenen Zeit noch einzelne Fäden bis zu uns herüber reichen — zu uns — den Enkeln jener alten Helden. Nun aber, mein Alter, auf welche Weise denkst Du denn zu Deinem Arreste zu kommen?

— Oh, Herr Steinau hat mir versprochen, daß ich denselben von Jemand erhalten soll, der das Recht hat, mir ihn zu geben, und ich soll mich nachher für gnädige Strafe bedanken, wie es bei uns Sitte war.

— Steinau! wer ist denn dieser Steinau?

— Es ist, so viel ich weiß, ein ehemaliger Soldat; jetzt ist er ein Gelehrter, ein Maler und Alles, was man verlangt. Er kann Alles!

— So, der ist es! Ich kenne auch einen dieses Namens, der aber Offizier war.

— Sollte er wohl —?

— Ich habe auch schon gedacht, daß es der Deinige sein könnte.

— Nein, nein, ich sagte ihm einmal, daß er wohl gar Feldwebel gewesen sein möchte, und da antwortete er mir, so hoch sei sein Rang nicht!

— Nun, und den willst Du in der Hauptstadt suchen?

— Ich muß, ich muß ihn suchen und finden.

— Weshalb denn eigentlich?

— Er hat eine Braut —

— Nun?

— Und da ist ein Anderer, der sie auch haben will!

— Gut, da weiset sie diesen ab.

— Ja, aber die Mutter, die Mutter!

— Aha!

— Merken Sie, Herr Oberstwachtmeister? die Mutter hätte den Andern lieber, und wenn

Herr Steinau nicht bald kommt, dann ist das Unglück geschehen!

— Und deshalb machst Du Dich bei Deinem hohen Alter auf —

— Ja, wer thut es denn sonst?

— Alte ehrliche Seele. Hast Du denn die Mittel zur Reise?

— O ja, da ist mein Tornister, mein Stock, mein alter Mantel — es wird schon gehen.

— Ich meine, Geld!

— Geld habe ich nicht!

— Wovon willst Du denn leben?

— Nun, ich kann wohl so lange hungern, bis ich in der Stadt ankomme. Unterweges giebt mir wohl auch Einer ein Stück Brod und Wasser ist in allen Brunnen! O, im siebenjährigen Kriege —

— Nein, Alter, Du sollst nicht hungern.

Und der Herr rief den Kellner heran und befahl ihm, schnell Brod und Fleisch für den Invaliden herbeizubringen. Als dies geschehen war, reichte der Letztere, gleichsam als verstehe sich das ganz von selbst, seine leere Korbflasche hin, die auf den Wink des Herrn gefüllt wurde.

— Hier hast Du auch einen Zehrpfennig, fuhr der Herr dann fort, Du wirst ihn brau-

chen, bevor Du Deinen Herrn Steinau findest. Und nun setze Dich wieder auf Deinen Platz, dort oben, neben den Postillon, ich habe es bereits abgemacht, daß man Dich bis zur Hauptstadt mitnimmt. Ich muß mich einige Tage hier aufhalten, komme dann aber auch nach der Stadt. Solltest Du bis dahin Herrn Steinau nicht gefunden haben, so frage nach mir auf der Post, man wird Dir sagen, wo Du mich antreffen kannst!

— Aber ich weiß Ihren Namen nicht, Herr Oberstwachtmeister!

— Das hätte ich beinahe vergessen. Mein Name ist Blumenstein, Major von Blumenstein. Wenn Du Herrn Steinau eher findest, als bis wir uns wieder sprechen, so frage ihn, ob er sich wohl dieses Namens noch erinnert.

— Sehr wohl!

Der Invalide stieg auf den Wagen, und kam auf solche Weise glücklich in der Provinzial-Hauptstadt an.

Auf dem geräumigen Posthofe stand er nun, und wußte nicht wohin.

Seine auffallende Erscheinung erregte Aufmerksamkeit, und einige Herren betrachteten ihn mit Interesse.

Das gab dem Invaliden Muth, eine Frage an sie zu richten.

— Können Sie mir nicht sagen, fragte er herantretend und sich gerade aufrichtend, wo Herr Steinau wohnt?

— Nein! sagten die Herren, einander ansehend. Wer ist denn Herr Steinau?

Der Invalide gab einige Auskunft, wie er sie eben geben konnte, war aber diesmal nicht so offenherzig, als er es gegen den Major mit dem grauen Schnurrbart gewesen war, sondern sagte nur, daß er deshalb hierher komme, um eine sehr wichtige Bestellung an Herrn Steinau auszurichten, und nun nicht wisse, wo er ihn finden solle.

Einer der Herren holte ein Notizbuch hervor und notirte sich etwas darin. Dann sagte er dem Invaliden, er solle sich nur ein Unterkommen suchen, und alle Tage um die Mittagsstunde wieder hierher kommen. Man werde dafür sorgen, daß Herr Steinau seine Anwesenheit erfahre und ihn hier abhole.

Damit gingen sie fort.

— Was willst Du denn thun? fragte einer der Herren den Andern, der sich die Notizen gemacht hatte, im Fortgehen.

— Nun, ich werde einen kleinen Artikel für die Tageschronik unserer Zeitung darüber schreiben, und es ein wenig romantisch einkleiden. Dieser alte Invalide aus der vergangenen Welt giebt einen trefflichen Stoff dazu her, und wenn der Herr Steinau das liest, so wird er ihn im Posthofe finden.

Aber der alte Krusch blieb doch in großer Verlegenheit stehen.

— Ein Unterkommen soll ich mir suchen? sagte er zu sich selbst. Ja, ja, ich möchte woh irgendwo unterkommen, denn ich bin sehr müde in dieser Zeit. Aber wo? Diese großen Häuser — da darf ich nicht hinein. Ich muß auf die Straße gehen und sehen, ob ich nicht irgendwo einen Gasthof „zum schwarzen Husaren" oder so dergleichen finde, worin der alte Fritz zuweilen wohnte, und vor dem ich einmal Schildwache stand. Es war nur auf einem Dorfe, und dies scheint eine große Stadt zu sein; da wird es schwer halten, einen Gasthof zu finden. Und Geld bedarf ich dazu auch. Indeß, der Herr Oberstwachtmeister hat mir ja etwas gegeben, das ich in die Tasche gesteckt habe. Laß einmal sehen, wieviel es ist? Wenn es ein Thaler wäre, so könnte ich es schon riskiren.

Er steckte die Hand in die Tasche und zog zwei blanke Goldstücke hervor.

— Ei, das ist gelbes Geld, sagte er, dasselbe neugierig betrachtend. Wie ist mir denn, da hatte mir ja damals bei Hochkirchen der Herr General Graf von Steinau auch einmal solche Stücke gegeben, und sie sagten, es wäre Gold. Als ich sie verkaufte, bekam ich sehr viel gewöhnliches Geld dafür. Das wird gehen!

Er nahm seinen Tornister auf, hing ihn um, faßte seinen Stock, drückte den kleinen dreieckigen Hut fest auf den Kopf und schritt nach dem Ausgange des Hofes. Bald befand er sich auf der Straße, wo viele Menschen hin- und hergingen, und Keiner sich um ihn bekümmerte, wenngleich Einer oder der Andere wohl einen Blick auf die auffallende Erscheinung des alten Invaliden richtete.

Dieser ging langsam dahin und warf prüfende Blicke um sich her, um einen Gasthof zu ermitteln, wo er bleiben könne.

Da kam eine glänzende Equipage daher gefahren, in welcher eine ältere und zwei junge Damen saßen, welche letztere jedoch kaum noch das jungfräuliche Alter erreicht haben konnten.

Die Augen einer der jungen Damen fielen auf den alten Krusch.

— Sieh doch, sieh doch, liebe Mutter, sagte sie, den alten Soldaten dort an. Es ist doch wohl ein Soldat, nicht wahr?

Die ältere Dame warf einen Blick auf den Invaliden, und schien nachzudenken, als ob sie sich auf etwas besinnen wollte.

— Liebes Mutterchen, nahm die andere junge Dame das Wort, das muß der alte Invalide sein, von dem uns der Onkel immer so viel erzählt.

— Ja, ja, er ist es gewiß!

— Mir schwebte so etwas vor, antwortete die Dame, als hätte ich den alten Mann schon einmal gesehen, und da dies nicht der Fall sein kann, so wirst Du wohl recht haben. Es kann Niemand sein, als der alte Krusch!

— Anhalten! befahl sie dem Diener, und als der Wagen hielt, fuhr sie fort:

— Sehen Sie dort den alten Mann, den Invaliden? Gehen Sie hin zu ihm, und wenn er Krusch heißt, so bringen Sie ihn mit zu Hause, wohin ich voraus fahre.

Der Bediente ging auf den Invaliden zu. Er spreizte sich in seiner glänzenden Livree und besah sich, so weit er konnte, von oben bis unten. Es schien ihm gar nicht angenehm zu sein, daß er in seinem glänzenden Rocke neben

dem alten Invaliden durch die Straßen gehen sollte, und eine Schaamröthe stieg in sein Gesicht, wenn er daran dachte.

Aber gegen den Befehl der Herrin war nichts zu machen.

Er näherte sich daher mit Widerwillen dem Invaliden, und nachdem er ihn vornehm mit den Augen gemessen, fragte er grob:

— Wie heißt Er?

Krusch fuhr erschrocken auf, denn er hatte es nicht erwartet, daß ihn Jemand hier auf der Straße anreden werde. Indeß beruhigte er sich sogleich, als er sah, daß er es mit einem Bedienten zu habe, und antwortete:

— Das wird Dich nichts angehen, mein Sohn. Will es aber Jemand anders wissen, so mußt Du Deine Frage anders einrichten.

Der Bediente fühlte sich sehr gekränkt, daß der alte Bettler, denn dafür hielt er den Invaliden, ihn mit Du anredete. Doch bezwang er seinen Unwillen noch, und sagte:

— Meine gnädige Frau will es wissen!

— So, Deine gnädige Frau!

— Ja, und nun sage Er schnell, wie er heißt!

— Warte, warte, mein Söhnchen. Wer ist denn Deine gnädige Frau!"

— Die Frau Gräfin von Schaale!

— Wo ist sie denn aber.

— Nach Hause gefahren.

— Und was will sie mit meinem Namen?

— Nun, wenn Er — ä — ä — wenn Er so heißt, wie die gnädige Frau denkt, so soll ich Ihn mitbringen.

— Ich brauche meinen Namen nicht zu verschweigen, wenngleich ich schon weiß, daß die gnädige Frau Gräfin sich geirrt haben wird. Ich heiße Krusch.

— Das ist aber gerade der Name, den die Frau Gräfin genannt hat, sagte der Bediente kleinlaut, will Er nun mitkommen?

— Ja, das könnte ich schon thun, weil ich doch nichts anzufangen weiß. Vielleicht kann mir die Frau Gräfin aus meiner Noth helfen.

— Also vorwärts!

— Geh Du nur vorwärts, mein Sohn, ich werde schon nachkommen!

Das war dem Bedienten sehr gelegen, da es nun Niemand wissen konnte, daß der mit langen Schritten hinter ihm gehende Invalide eigentlich zu ihm gehöre.

So kamen sie denn endlich vor einem großen Hause an. — Der Bediente klingelte an der

Hausthür, und ein anderer noch glänzender gekleideter Diener öffnete sie.

— Was Teufel, sagte er, bringst Du da für ein Gespenst mit?

— Stille, stille, die Frau Gräfin will den alten Kerl sprechen.

— Nun, was vornehme Leute zuweilen für Gelüste haben. — Komm Er mit, guter Freund!

— Ich bin Dein guter Freund nicht, mein Sohn! sagte der alte Krusch. Mein Name ist Krusch, wenn Du mir etwas zu sagen hast.

— Warte Er ein wenig! sagte der Bediente achselzuckend und ging in ein Zimmer, dessen Thür er offen ließ. Der Invalide sah, daß Niemand darin war, und der Diener noch eine andere Thür leise öffnete und in ein anderes Zimmer trat.

— Es ist da draußen ein alter Soldat — hob er an. Aber ehe er fortfahren konnte, riefen schon die kleinen Gräfinnen:

— Heißt er Krusch? Heißt er Krusch?

— Ja, er sagt, er heiße so!

— Ach, liebe Mama, riefen sie lachend und in die Hände klopfend, laß ihn hereinkommen — laß ihn hereinkommen. Er war es also doch — ich habe ihn gleich erkannt — oh, ich auch —

Die Gräfin winkte lächelnd dem Diener, und kurze Zeit nachher schob dieser den Invaliden in die Stube, und machte die Thür hinter ihm zu.

Krusch, in seinem knappen blauen Rock, den weißen Beinkleidern, den schwarzen langen Kamaschen, den Hut auf dem Kopfe, den Stab in der Hand, und den Tornister um die Schulter gehängt, trat ein. Sein Gesicht war von den erlittenen Beschwerden der Reise noch bleicher als gewöhnlich, und dennoch stach der schneeweiße Schnurrbart noch dagegen ab. Er stand gebückt da, und war in der That bei seinem hohen Alter, ein Gegenstand des Mitleids zarter Frauen würdig; denn er sah sich verlegen um, und wußte bei der um ihn herrschenden Pracht nicht einmal, ob er es wagen dürfe, seinen bestäubten Schuh auf den prächtigen Teppich des polirten Fußboden niederzusetzen, oder ob er lieber daneben treten solle.

So hob er ungewiß bald einen, bald den anderen Fuß in die Höhe.

Die Gräfin sah seine Pein, und beeilte sich, ihn daraus zu erlösen.

— Sie heißen Krusch? fragte sie mit ihrer Glockenstimme.

— Ja, gnädige Excellenz!

— Aus?

— Aus dem Dorfe Blumenberg!

— Was wollen Sie hier in der Stadt?

— Ich suche Herrn Steinau!

— Herrn Steinau, den Maler?

— Ja, denselbigen.

— Der in Blumenberg den Pastor gemalt hat, und —

— Und Fräulein Linchen! Ganz Recht! Aber woher wissen Sie das, in dieser Zeit?

Die kleinen Gräfinnen kicherten und versteckten die reizenden Köpfe, um das Lachen nicht sehen zu lassen. Wahrscheinlich hatte ihnen der Onkel von der Angewohnheit des Invaliden erzählt, diese Worte gelegentlich anzubringen, und jetzt machte es ihnen ungeheuren Spaß, das selbst zu hören.

— Woher ich das weiß? Nun, von Herrn Steinau?

— Ist er hier? fragte der Invalide hastig und richtete sich auf.

— Nein, in diesem Augenblicke nicht. Aber sind Sie bloß deshalb hergekommen, um Herrn Steinau zu sehen?

— Ja, und zu sprechen, ich muß ihm was sagen. Aber ich kann ihn ja nicht finden, und weiß nicht, wo ich in der großen Stadt hin soll!

— Bleiben Sie hier, sagte die Gräfin gerührt. Herr Steinau ist verreist, kommt aber heute oder morgen zurück!

— Ach, das ist nur gut, ich habe ihn also. Aber hier kann ich nicht bleiben, hier ist Alles so prächtig, daß ich keinen Fuß auf den Boden setzen kann —

— Nein, nein, lieber Krusch, Sie sollen Ihre eigene Stube haben.

Die Gräfin klingelte und gab ihre Befehle.

Krusch wurde in einer kleinen Bedientenstube untergebracht, wo er rauchen konnte und der Fußboden gewöhnliche Dielen hatte. Da fühlte er sich denn auch ganz behaglich. —

Die Gräfin ließ den Invaliden dann wieder zu sich kommen, und es machte der klugen Frau wenige Mühe, von dem Alten Alles zu erfahren, was sie wissen wollte.

— Es wird doch nicht schon zu spät sein, sagte sie, falls Herr Steinau nach Blumenberg reisen wollte, um seine Taube aus den Krallen des Geiers zu retten?

— O nein, ich bin ja nur drei Tage unterweges geblieben, und es war damals noch nichts geschehen. So geschwinde geht es nicht! antwortete der Invalide.

Am andern Tage hatte er die ganz unver=

hoffte Freude, Steinau zu sich in das Zimmer treten zu sehen.

— Ich habe gehört, Krusch, daß Du hier bist! sagte er. Was in aller Welt führt Dich hierher?

Der Invalide erkannte in dem stattlichen, feinen Herrn zuerst seinen herablassenden Freund fast nicht wieder.

Dann aber sagte er:

— Herr Steinau, sind Sie es wirklich? Ja ich mußte wohl herkommen, denn Sie hielten Ihr Versprechen ja nicht, in acht Tagen zurückzukehren und schrieben auch nicht — —

— Was, ich hätte nicht geschrieben?

— Nein, Fräulein Linchen hat mir gesagt, daß sie nicht Einen Brief von Ihnen erhalten habe, und deshalb ist sie eben so unglücklich.

— Was ist das? Ich habe alle acht Tage einmal geschrieben und Linchen in den Briefen gesagt, weshalb ich nicht kommen könne, und wann ich zurückkehren würde. Ich wäre auch heute noch nicht hier, wenn ich nicht in der Zeitung von gestern Abend einen Aufsatz gelesen hätte, wonach ein alter Invalide hier in der Stadt einen Herrn Steinau suche, und täglich um zwölf Uhr nach der Post kommen werde, um ihn zu finden. — Da dachte ich mir wohl,

daß Du das sein würdest, und bin die ganze Nacht gefahren, weil ich glaubte, daß Du nicht gekommen sein würdest, wenn Du nicht eine dringende Ursache dazu gehabt hättest. Nun denn, heraus mit der Sprache! Was ist es?

— Es ist nur das, Herr Steinau, daß — daß — in dieser Zeit — der Herr Baron, den Sie damals flügellahm geschossen, sich an Linchen gehängt hat, und sie keinen Augenblick verläßt, und ihr seine Liebe erklärt hat — in dieser Zeit.

— Nun, und Linchen wird ihn abgewiesen haben!

— Ja, das mag sie wohl gethan haben!

— Dann ist ja Alles in Ordnung?

— Nein, das ist es nicht! Nun hat sich der Herr Baron hinter die Eltern gesteckt, hauptsächlich hinter die Mutter, und die Mutter quält sie beständig, den Baron zu nehmen, weil Sie doch nicht wieder zurückkommen würden!

— Linchen weiß das besser!

— Nein, sie weiß es nicht besser, denn sie hat niemals von Ihnen einen Brief erhalten, wie ich Ihnen schon gesagt habe.

— Dann müssen die Briefe aufgefangen sein.

— Aufgefangen? Was ist das?

— Daß sie Jemand Anders an sich genommen hat, und das muß wohl die Mutter sein.

— Ja, das könnte der Fall sein. Wenn ich aber der Briefträger wäre, so würde ich derselben keine Briefe geben, die an Linchen gerichtet sind.

— Wir können das aber nicht ändern! Nur weiter.

— Nun, Linchen weint und ist bleich, wie der Tod, und da sie von Ihnen nichts hört, so fängt sie an zu glauben, was die Mutter sagt, und kann das Quälen nicht mehr vertragen.

— Aber der Vater?

— Der Vater steht, wie Sie wissen, Herr Steinau, in dieser Hinsicht unter dem Pantoffel. Er geht herum und brummt, und am Ende thut er, was seine Frau haben will. Denn sagen Sie selbst, er hört und sieht von Ihnen nichts, Herr Steinau — in dieser Zeit — was soll er thun — was soll er von Ihnen denken?

— Aber Linchen?

— Linchen hat sich lange genug gewehrt. Sie hat immer gehofft, Sie sollten kommen. Ja — ja — wer nicht kam, war Herr Steinau. Geschrieben hat er auch nicht — verzeihen Sie, Herr Steinau, wir wissen ja in

Blumenberg nicht, daß Sie geschrieben haben — und so weinte sie lange Zeit und härmte sich ab.

— Und dann?

— Nun, dann kam ein Kerl aus Waldau — das ist ein Dorf, einige Meilen weiter dorthin jenseits — Sie wissen schon — sind ja da gewesen.

— Ich? In Waldau? Ist mir durchaus nicht erinnerlich. Nun, was weiter?

— Nun, der sagte, Sie hätten dort in Waldau übernachtet, bei dem Herrn von Strom.

— Ach so!

— Aha, Sie erinnern sich schon, sehen Sie wohl?

— Weiter!

— Und hätten sich in die schöne Tochter des Herrn von Strom verliebt — Louischen — Fräulein Louischen von Strom heißt sie — ein capitales Kind, und so reich, daß, wie man sagt, der Vater, nämlich der Herr von Strom, seine Dukaten gar nicht zählen kann, sondern, wenn er wissen will, wie viele er hat, sie mit Scheffeln mißt.

— Donner! sagte Steinau — ist der reich. Das hatte ich noch nicht gewußt.

— Sehen Sie wohl, Herr Steinau? Es ist wirklich gut, wenn man Alles weiß!

— Ich weiß aber noch gar nichts!

— Nun, Sie wissen, daß Louischen ein schönes, sehr schönes gnädiges Fräulein ist und unmenschlich viel Geld hat, und daß Pastors Linchen sehr arm ist!

— Ja, das weiß ich nun!

— Und, hat er weiter gesagt, Sie hätten dem gnädigen Fräulein Ihre Liebe erklärt und Sie wollten sie heirathen.

— Weiter!

— Das war Wasser auf die Mühle der Mutter, der Frau Pastorin nämlich, und der Mann hat das müssen in Linchens Gegenwart wiederholen, und da hat sie gesagt: Siehst Du, nun kennst Du den Herrn Steinau — ein Mädchenjäger ist er; jeder schönen Larve erklärt er seine Liebe, und auf solchen Menschen willst Du warten? Mit dem willst Du Dich blamiren? Wenn Du das thust und nicht den Herrn Baron nimmst, so gebe ich Dir meinen mütterlichen Fluch und so weiter.

— Hat das der Pastor gehört?

— Freilich, er ist dazu gekommen!

— Was hat der denn dazu gemeint?

— Er nahm seine Pfeife aus dem Munde

und sprach: Liebe Frau, Paulus sagt — hem — aber weiter ließ ihn die Frau Pastorin nicht kommen. Sie schrie ihn an, daß Paulus ihr nichts zu befehlen habe, und daß er im Uebrigen gewiß mit ihr darin übereinstimme, daß die Mütter für ihre Kinder sorgen müßten, besonders, wenn der Vater Alles gehen lasse, wie es wolle! Dann fing sie zu weinen an, und sagte, sie sei eine unglückliche Frau, die sich immer nur nach ihrem Manne richten solle, und sie sei doch Mutter, und müsse doch auch ihren Willen haben. Der Herr Pastor ging leise davon, da er wußte, daß er nun nichts mehr machen könne, und überließ Linchen ihrem Schicksale.

— Nun, und Linchen?

— Linchen kämpfte noch eine Zeitlang ritterlich; aber zuletzt erlahmten ihre Kräfte, und sie glaubte dann daran, daß Sie nicht wiederkehren würden, und nur mit ihr gespielt hätten, wie die Frau Pastorin sagt. Es brach dies fast ihr Herz, und da ihr unter solchen Umständen Alles einerlei war, so hat sie zuletzt nachgegeben, den Baron Eichholz zu erhören, und dem Andringen ihrer Mutter gemäß, sich mit ihm zu verheirathen. Sie sind jetzt Bräutigam und Braut!

Steinau ward bleich.

— Ist das wirklich gegründet? fragte er.

— So wahr ich hier stehe.

— Hast Du sie selbst gesehen?

— Nun freilich!

— Und gesprochen?

— Auch!

— Was sagte sie denn?

— Sie weinte!

— Weiter nichts?

— O ja; sie sagte, auf meine Frage, ob es wahr sei, daß sie sich mit dem Herrn Baron verheirathen werde: Ja, die Eltern wollten es so haben.

— Und dann?

— Und dann, als ich meinte, was Herr Steinau dazu sagen werde, fragte sie verwundert, was der sich darum kümmern werde, da er Fräulein von Strom heirathen wolle.

— Und Du sagtest ihr nicht — daß —?

— Ich sagte ihr im Eifer, das sei nicht wahr, und ich würde zu Ihnen gehen und Ihnen Alles sagen. Damit ging ich fort, und machte mich auf, um mein Wort zu halten, und hier bin ich.

— Alter Krusch, sagte Steinau, Du hast

mir jetzt einen Dienst geleistet, den ich Dir niemals vergessen werde.

— Also, Herr Steinau, sprach Krusch freudig. Sie wollen wirklich —

— Ich werde nach Blumenberg abreisen —

— Und ich habe Recht gehabt?

— Du hast mich richtig beurtheilt.

— Sie sind Linchen treu geblieben?

— Wie kann ich anders?

— Und die Geschichte mit dem Fräulein von Strom?

— Ist rein erlogen. Hier liegt ein Schurkenstreich verborgen, den wir aufdecken wollen.

— Gott sei Dank. Ich habe es mir gleich so gedacht, und will nun meine Hand nicht von Ihnen abziehen.

— Was meinst Du damit?

— Nun, was meine ich? Ich bin so glücklich, daß ich Recht gehabt habe! Es wäre mein Tod gewesen, wenn ich hätte sehen müssen, daß Sie nur Ihr Spiel mit dem armen Linchen getrieben hätten, und so wäre es denn mit uns vorbei gewesen, selbst wenn ich die Hoffnung hätte aufgeben müssen, jemals meine vierundzwanzig Stunden Arrest auf der Wache zu bekommen. Sie wissen doch noch, Herr Steinau —

Der Invalide warf einen furchtsamen Blick auf Steinau.

— Ich weiß, ich weiß, sagte dieser — ich werde doch das nicht vergessen. Verlaß Dich darauf, diese Sache soll zu Deiner Zufriedenheit abgemacht werden. Die Zeit rückt nahe heran.

— Wenn ich nur erst wüßte —

— Was?

— Wer mir den Arrest geben wird?

— Warte nur, das wird sich finden.

— Aber reisen wir denn nun nicht ab?

— Allerdings, wenn auch nicht heute!

Der Invalide machte ein verdrießliches Gesicht.

— Ich brauche den heutigen Tag noch, fuhr Steinau fort, um meine Geschäfte vollends zu ordnen, aber morgen reisen wir, und auf den Abend sind wir da.

— Oh, Sie irren sich, Herr Steinau — nicht morgen Abend. Auch ich bin gefahren, als ich hierher gekommen bin.

— Du bist gefahren?

— Ja, mit der Post!

— Wo hast Du denn das Geld dazu hergenommen?

— Ich habe gar nichts gebraucht. Da war

ein Herr Oberstwachtmeister, den sie Postmajor nannten, der hat mich auf dem Postwagen mitgenommen, als ich ihm sagte, wie nothwendig meine Reise sei. Er sagte, er kenne auch einen Herrn Steinau, der sei aber Offizier gewesen, und wenn Sie dieser wären, so sollte ich Sie von ihm grüßen.

— Wie war sein Name?

— Major von Blumenstein.

— Aha, den kenne ich sehr genau!

— Er sagte, ich sollte nur auf der Post nach ihm fragen, da würde man mir sagen, wo er wohne. Er wollte mir helfen, Sie aufzufinden. Jedoch ist das nun nicht mehr nöthig.

— Wie lange bist Du unterwegs gewesen?

— Drei Tage!

— Wie viel Geld hattest Du, als Du Deine Reise antratest, zur Zehrung?

— Gar nichts.

— Wovon wolltest Du unterwegs leben?

— Nun, es hätte mir wohl Jemand etwas gegeben!

— Aber auf dem Postwagen konnte Dir ja Niemand etwas geben?

— Ach, das hätte ich schon bis hierher ausgehalten, ohne etwas zu essen. Aber das war gar nicht nöthig, denn der Herr Oberst-

wachtmeister hat mir zu essen geben lassen, und mich auch mit Gelde versehen!

— Also, Du alter ehrlicher Mensch hast Dich aufgemacht, mich zu suchen, ohne zu wissen, wer und wo ich sei, und ohne einen Pfennig Reisegeld, in Deinem hohen Alter? Mit einem Worte, Du hast Dich wollen zu mir hinbetteln, um meines Glückes und um meiner Ehre willen?

— Nun ja, Herr Steinau, sagen Sie selbst, blieb mir denn etwas Anderes übrig?

— O ja, Du hättest können zu Hause bleiben.

— Ich, zu Hause bleiben? Wie wäre das nur möglich gewesen?

— Nun, es soll Dir vergolten werden, sagte Steinau gerührt — und, setzte er heiter hinzu, um sich dieser Rührung zu erwehren — sollte ich Dich auch drei Tage in die Wache schicken müssen.

— Drei Tage? sprach der Invalide, und entsetzte sich. Drei Tage! Erbarmen Sie sich doch, Herr Steinau — was habe ich denn gethan?

— Du hast mir einen so großen Dienst geleistet, daß ich Dir denselben nie vergelten kann.

— Und dafür sollte ich drei Tage —?

— Ja, ich glaubte Dir damit auch einen großen Dienst zu leisten, weil Du doch so gern in die Wache willst.

— Ja, das ist eine andere Sache. Meine vierundzwanzig Stunden aus dem siebenjährigen Kriege her — die will ich haben — aber — außerdem — nein, nein, keine Minute länger, das müssen Sie mir versprechen!

— Es war nur mein Scherz, Krusch!

— Nun, dann ist es gut. Aber Sie — Sie wollen mir den Arrest geben? Sind Sie denn wirklich Offizier, wie der Herr Postmajor sagte?

— Das wird sich finden, warte nur! Wenn Du aber auch mit der Post gefahren bist, und drei Tage dazu gebraucht hast — wir werden doch schneller fahren, und morgen noch in Blumenberg sein. Pflege Dich bis dahin und halte Dich morgen früh zur Reise bereit.

— Ich bin immer bereit, und wünschte, ich wäre erst wieder in Blumenberg. Es ist hier Alles so prächtig, und daran bin ich nicht gewöhnt, auch fürchte ich mich, einen Schnaps zu trinken.

— Hast Du denn Deine Flasche gefüllt?

— O ja! Der Herr Postmajor hat sie mir füllen lassen.

— Und die hast Du noch nicht geleert? fragte Steinau lachend.

— Nein, das habe ich nicht, in dieser Zeit! Hier kann ich nicht trinken, obwohl ein Inhalt in meiner Flasche ist, wie ich ihn in Blumenberg nicht bekomme. Ich habe ihn gekostet, er ist wie Feuer. Nicht wahr, Herr Steinau?

— Ich weiß es nicht, da ich keinen Branntwein trinke!

— Was, Sie trinken keinen Branntwein? Ein Feldsoldat trinkt keinen Branntwein?

— Nun, als es Noth that, habe ich auch wohl dergleichen getrunken, um Leib und Seele beisammen zu halten.

— Ja, ja, als es Ihnen Noth that. Sie trinken jetzt wohl etwas Besseres, Herr Steinau, aber mir thut der Branntwein auch jetzt noch Noth, da ich nichts Besseres habe, und daran gewöhnt bin.

— Das ist es! sagte Steinau. Du bist dabei alt genug geworden, also trinke nur zu.

— Herr Steinau, fing der Invalide nach einer kleinen Pause wieder an, Sie sind wohl unmenschlich reich? Sie wohnen in einem so schönen Hause mit vielen Stuben, und alles ist

so herrlich eingerichtet, wie es der alte Fritz nicht besser gehabt haben könnte. Gehört dies Haus Ihnen?

— Nein, es gehört mir nicht. Ich wohne nur bei Verwandten!

— Aber die Dame, welche hier im Hause die Herrin macht, ist, wie ich vernommen habe, eine Gräfin, und ich habe wohl gehört, daß die jungen Gräfinnen von einem Onkel sprachen, der ihnen allerlei erzählt habe. Da denke ich denn, dieser Onkel können nur Sie sein? Habe ich Recht? Sehen Sie, Herr Steinau, der alte Krusch ist ein Pfiffikus, und weiß sich auch allerlei Gedanken zu machen!

— Ich will nicht sagen, was von Deiner Vermuthung gegründet ist, oder nicht, sprach Steinau, da Du es ohnedies bald erfahren wirst. Also begnüge Dich einstweilen mit dem, was Du siehst. Das Weitere wird sich finden.

— Wenn ich nur wüßte —

— Was denn schon wieder?

— Wie Sie das einrichten wollen, mit —

— Nun, stockst Du? Ich will Dir weiter helfen. — Mit Deinen vierundzwanzig Stunden Arrest, nicht wahr?

— Ja, Herr Steinau, das meinte ich! sagte der Invalide hoch erfreut.

— Abwarten!

— Ich warte ja auch, aber wenn man gar nicht weiß, wie eine Sache ablaufen wird, die Einem so sehr am Herzen liegt, da wird man ungeduldig!

— Bald wird Alles entschieden sein. Rüste Dich zur Abreise.

— Zur Reise? sagte der Invalide mit glänzenden Augen.

— Nun ja!

— Wohin?

— Kannst Du es Dir nicht denken? Ich habe es Dir ja vorhin gesagt.

— Nach Blumenberg?

— Gewiß!

— Nun, dann sei Gott dem Herrn Baron und der Frau Pastorin gnädig.

— Meinst Du?

— Ganz gewiß. So wie Sie sich sehen lassen, fliegt Linchen Ihnen an den Hals, und das Uebrige ist Ihre Sache! O, wenn sie nur nicht — — —

— Wer?

— Linchen!

— Wenn sie nur nicht? Was denn?

— Wenn sie den Baron nur nicht liebt, und mir noch immer getreu geblieben ist?

Dafür bürge ich Ihnen in dieser Zeit. Aber ob sie der Gewalt der Mutter und den falschen Beschuldigungen lange wird Widerstand leisten können —

— Und ob sie Linchen dann nicht überreden, eiligst einen Schritt zu thun, der nicht wieder zurückgethan werden kann. —

— Ja, ja, das meine ich eben — das ist die Frage.

— Darum wollen wir eiligst fortmachen.

Am andern Tage saßen Beide in einem leichten Wagen und fuhren mit Extrapostpferden nach Blumenberg zu. — Bei der Abreise hatte Steinau einen großen Mantel um und auch dem Invaliden einen solchen Mantel gegeben, den er umnahm und eiligst auf den Bock kletterte.

Steinau hatte große Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er dort nicht sitzen solle, sondern zu ihm in den Wagen kommen und neben ihm sitzen müsse.

Erst nach vielen Weigerungen und Unterhandlungen war der Invalide zu bewegen, dem Willen Steinaus Folge zu leisten.

Als sie dahin fuhren, mußte Krusch noch einmal alles erzählen, was sich während Steinaus Abwesenheit im Blumenberger Pfarrhause

zugetragen, und was Linchen gesagt hatte, als Krusch sie zum letztenmale sah. — Bei den letzten Worten schlief der Invalide ein.

Aber Steinau war unruhig und befürchtete ein Unglück. Er dachte darüber nach, weshalb Linchen keinen seiner vielen Briefe erhalten habe, und ihre liebliche Gestalt, mit dem vom Gram gebleichten Antlitz, mit den vom Weinen gerötheten Augen stand vor seiner Seele und begehrte Hülfe von ihm. Dann knirschte er mit den Zähnen, wenn er an ihren Bedränger dachte, und verhieß ihm mit leiser Stimme vollständige Belohnung für seine Schandthat.

— Ja, ich will meine Rache haben, sagte er laut.

— Vierundzwanzig Stunden in die Wache! sagte der Invalide im Schlafe.

— Vollständig und schrecklich! schrie Steinau, die Hände zusammen schlagend.

— In dieser Zeit! sagte der alte Krusch und legte sich auf die andere Seite.

VIII.

Im Pfarrhause zu Blumenberg hatte sich seit der Abreise des alten Krusch viel geändert.

Der Baron Eichholz hatte zufällig den Invaliden in seiner Marschrüstung gesehen, als er das Dorf verließ.

Ihm ahnte so etwas, daß diese auffallende Handlung des alten Krusch eine Ursache haben müsse, die mit seinem Thun zusammenhänge, und er hielt es der Mühe werth, sich zu erkundigen, was der alte Krusch in den letzten Tagen gesagt und getrieben habe.

Da erfuhr er denn die Aeußerungen des Invaliden, daß Herr Steinau Alles erfahren soll, was vorgehe, und man sagte ihm auch, daß Krusch im Pfarrhause gesehen worden sei.

Alles dies fiel dem Baron schwer auf das Herz, und er ging schnell nach dem Pfarrhause.

Wie er es wünschte, traf er die Pastorin allein.

— Ist der alte Krusch bei Ihnen gewesen? fragte er nach den ersten Begrüßungen.

— Der alte Krusch! Ich wollte es ihm nicht rathen!

— Nun, dann ist er bei Linchen gewesen!

— Wie so? Woher wissen Sie — —

— Er ist hier gesehen worden, und hat heute, zu einer Reise gerüstet, das Dorf verlassen. Ich habe es selbst gesehen!

— Dann ist ein Taugenichts weniger im Dorfe!

— Ja, aber er hat sich geäußert, daß Herr Steinau Alles erfahren solle, was hier vorgehe.

— Mag er doch!

— Aber Sie wissen, Frau Pastorin, daß wir seine Briefe an Linchen unterschlagen haben, und —

— Nun, das Recht steht mir als Mutter zu.

— Ich weiß doch nicht, da der Herr Pastor nicht davon unterrichtet ist. — Uebrigens könnte meine Mitwirkung dabei einen Verdacht auf mich werfen — kurz es wäre eine schlimme Geschichte, wenn Steinau uns überfiele, ehe wir mit der ganzen Sache in Ordnung sind. Bedenken Sie doch, wenn er Linchen beweiset, daß er wirklich an sie geschrieben hat — wenn er beweiset, daß seine angebliche Verlobung mit dem Fräulein von Strom eine Lüge ist — so wird Linchen unser Spiel durchschauen und ihn

mehr lieben als jemals. — Sie wird mich dann wieder zurückstoßend behandeln und an dem Herrn Pastor einen Verbündeten haben — kurz, unsere Bemühungen werden vergebens gewesen und unsere Sache wird ganz verloren sein.

— Nun, und was denken Sie denn, Herr Baron, daß geschehen könnte, um diesen Ausgang der Sache zu verhindern?

— Wenn der Invalide den Herrn Steinau auffindet — und wir wissen aus seinen Briefen, daß er ihn leicht finden kann — so ist zu erwarten, daß Steinau in acht Tagen hier sein dürfte. Diese acht Tage müssen wir dergestalt benutzen, daß Linchen während derselben meine Frau wird.

— Das ist ganz unmöglich!

— Es ist sehr gut möglich!

— Ihr Herr Bruder —

— Ich habe heute früh von ihm einen Brief erhalten, worin er mir seine volle Zustimmung zu meiner Vermählung mit Linchen giebt. Da, lesen Sie selbst — es liegt auch noch ein Brief an den Herrn Pastor bei.

— Wirklich! sagte die Pastorin mit freudeglänzenden Augen. Ich werde meinem Mann den Brief geben. Aber damit ist noch nicht Alles abgemacht. Sie wissen, daß der Trauung

das dreimalige Aufgebot vorangehen muß. Das sind also drei Sonntage. Sie sehen also wohl ein, daß die Sache binnen acht Tagen nicht abgemacht sein kann.

— Doch! Es wird mir leicht werden, die Dispensation davon zu erhalten, so daß nur ein Aufgebot nöthig ist und dann sofort die Trauung erfolgen kann.

— Wenn das wäre —

— Gewiß. Ich werde das sogleich besorgen. Unterdeß bewirken Sie, daß Linchen davon in Kenntniß gesetzt wird, und daß der Herr Pastor keine Einwendungen macht. Ich stelle mich so bald wie möglich wieder ein und werde Sie unterstützen.

Er ging und die Frau Pastorin rief Linchen zu sich in das Zimmer.

— Höre, Linchen, sagte sie, es wird nun endlich Zeit, mit Deiner Verheirathung Ernst zu machen.

— Linchen erschrak und ward noch bleicher als sie schon gewesen war.

— Sieh' einmal, fuhr die Mutter fort, es ist unsere Pflicht, meine sowohl, als die Deines Vaters, an Deine Versorgung zu denken. Wir haben kein Vermögen, und eine solche Gelegenheit, wie mit dem Baron Eichholz, findet sich

so bald nicht wieder. Eine so glänzende Partie macht ein armes Mädchen selten.

— Ich denke, antwortete Linchen, er hat kein Vermögen?

— Er nicht, aber sein Bruder!

— Ja, sein Bruder! Es ist aber die Frage, ob sein Bruder ihm, wenn er sich mit mir verheirathet, seine Güter überlassen wird.

— Darüber hat er sich schon erklärt! Lies diesen Brief!

— Linchen las und das Herz wurde ihr immer schwerer. Sie fühlte, daß nun die entscheidende Stunde herannahe, und sah keine Rettung.

— Dennoch war sie entschlossen, Alles zu versuchen, um dem sie bedrohenden Unglück zu entgehen.

— Nun, hast Du gelesen? fragte die Mutter, als Linchen sinnend mit dem Briefe in der Hand dastand und schwieg.

— Ja, ich habe gelesen!

— Und Du siehst, daß Alles in Ordnung ist.

— Ja, es ist Alles in Ordnung, um mich unglücklich zu machen! rief Linchen schluchzend aus. Liebe Mutter, fuhr sie fort, sich an deren Brust werfend und sie mit beiden Armen um-

schlingend, ich liebe den Baron Eichholz nicht, warum willst Du mich zu einer Verbindung mit ihm zwingen? Ich kann nur unglücklich mit ihm werden.

— Thorheit, sagte die Mutter hart. Das bildest Du Dir bloß ein, weil Du noch immer an den Menschen, den Steinau, denkst.

— Ja, ich denke an ihn!

— Das sollst Du aber nicht. Siehst Du es denn nicht ein, daß er Dich nie geliebt hat?

— Nein, das kann ich nicht glauben.

— Aber, Linchen, denke doch nur ernstlich darüber nach. Er reiset fort, und verspricht bald zurückzukommen. Dit Zeit ist drei, viermal verstrichen, und läßt er sich wohl sehen?

— Man kann ja nicht wissen —

— Ja, das könnte man denken, aber er hätte doch wenigstens schreiben können.

— Dagegen konnte Linchen nichts sagen und ließ das Köpfchen hängen.

— Es ist ein leichtsinniger Mensch, fuhr die Mutter fort, der jedem hübschen Mädchen nachläuft, da ist die Geschichte mit dem Fräulein von Strom. Du hast ja selbst gehört, daß er auch dieser eine Liebes-Erklärung gemacht hat.

— Es wird zuweilen viel gesprochen. Wer weiß, ob es wahr ist?

— Nun, das muß ich sagen. Der Gastwirth, der es uns erzählte, ist selbst mit dabei gewesen, und sogar der Herr von Strom hat sich darüber ausgelassen.

— Ist das wahr?

— Gewiß! Nun sieh einmal an, wenn sich der Herr Steinau wirklich wieder einfinden sollte — nicht bei uns, sondern bei Stroms — denn Louise ist ein sehr reiches Mädchen, und das zieht bei den jungen Männern gar sehr — also, wenn er sich bei Stroms einfände, und Fräulein von Strom seine Braut würde und Du bliebest sitzen? Das wäre wirklich eine sehr angenehme Geschichte.

Linchens Gesicht färbte sich blutroth.

— Also! fuhr die Frau Pastorin fort. Alles zusammen genommen — zu uns kommt Steinau nicht zurück, das steht fest, sonst würde er doch geschrieben haben. — Entweder hat er Dich von Anfang an mit seiner vorgespiegelten Liebe betrogen —

— Nein nein! rief Linchen heftig.

— Gut, wir wollen annehmen, er habe es ehrlich gemeint, dann hat er sich, seit er in Fräulein von Strom eine bessere Partie gesehen, besonnen und vorgenommen, Dich sitzen zu lassen. Was übrigens den Herrn von Strom

bewegen kann, diesem Menschen seine Tochter zu geben, das ist mir wirklich auch nicht klar, aber er versteht es, solche Leute, die ihn nicht durchschauen, für sich einzunehmen. Nun denke Dir aber den Triumph, falls wirklich etwas aus dieser Heirath werden sollte, wenn das Fräulein von Strom eine armselige Madame Steinau — Frau Steinau — die Frau eines Privat-Gelehrten wird — und Du, die arme Pastorstochter bist die Frau Baronin von Eichholz — eine gnädige Frau! Also mache mir keinen Aerger weiter — wir wollen ja nur Dein Glück und Du kannst es mir glauben, wir beurtheilen diese Sache weiser, als Du! Ich bin daher auch fest entschlossen, daß Du den Baron heirathen sollst, und hoffe, Du wirst mich nicht nöthigen, zu strengeren Maaßregeln zu schreiten. Kinder wissen nicht, was sie wollen — deshalb müssen die Eltern für sie sorgen. Nun geh, ich will mit dem Vater sprechen.

Linchen ließ das Köpfchen hängen und schlich hinaus. Ihr Herz war gebrochen, denn mußte sie nicht der Mutter in dem, was sie über Steinau sagte, Recht geben?

— Ja, ja, sagte sie zu sich selbst, sie hat darin Recht, aber sie sollte mich doch nicht zwingen, den Baron Eichholz zu heirathen, den ich

nicht leiden kann. Ich liebe ja Steinau noch immer, und kann diese Liebe nicht aus meinem Herzen reißen.

Und sie setzte sich in die Weinlaube, auf die Stelle, wo sie so oft mit Steinau gesessen hatte und weinte bitterlich.

Unterdessen ging die Frau Pastorin mit klopfenden Herzen nach dem Studir=Zimmer ihres Mannes, bei dem sie Widerstand zu finden fürchtete. Sie nahm sich daher auch vor, sehr leise anzufangen, und nur nach und nach mit ihrem Plane auf eine Weise hervorzukommen, daß der Herr Pastor nicht auf den Gedanken gerathen könne, sie wolle ihn listig überreden, ihr beizustimmen.

Der Herr Pastor saß an seinem Schreibtische und studirte. Wenigstens schien es so, denn es lagen viele Schriften und Bücher um ihn her.

Aber es mochten ihm wohl noch andere Dinge im Kopfe umhergehen, denn er war nicht so ruhig, als es bei einem ernsten Studium erforderlich gewesen wäre.

— Ja, ja, sagte er endlich für sich, indem er den Kopf auf die Hand stützte — es macht mir wirklich viele Sorge, wenn ich es mir auch nicht merken lasse. — Ich hatte ihn lieb ge=

wonnen, und er schien ein guter Mensch zu sein. Aber was mir nicht an ihm gefiel, war, daß er zu vielerlei konnte und wußte. Das hat ihn auch gewiß verdorben — in so fern er ein verdorbener Mensch sein sollte, denn was sagt Paulus? Hem! Ein Jeglicher bleibe in dem Berufe, darinnen er berufen ist! — Daraus geht denn also hervor, daß der, welcher in diesem Berufe nicht bleibet, nicht viel taugen dürfte, denn Paulus wußte, was er sagte. — Nun hat Steinau sein gegebenes Wort nicht gehalten, und das ist sehr übel. Er mag wohl der Meinung Pauli sein, welcher saget: Wer heirathet, der thut wohl, wer aber nicht heirathet, der thut besser. — Aber dann hätte er meinem Linchen keine Dinge in den Kopf setzen sollen, die ihr Herz jetzt betrüben, womit sie wider die Gebote handelt, denn Paulus sagt: Seid allezeit fröhlich! Es macht mir Schmerzen, von dem Steinau Böses zu glauben, und doch muß ich meiner Frau Recht geben.

— Worin, lieber Mann, giebst Du Recht? fragte die Frau Pastorin, die leise die Thür geöffnet hatte, und wie eine Katze, leise, leise, in das Zimmer geschlichen war.

Erschrocken sah der Pastor auf.

— Du bist es? sagte er.

— Nun, wer soll es denn sonst sein?

— Ich habe nicht gehört, daß Du eintratest!

— Du warst so in Gedanken versunken und sprachst mit Dir selber. Ich weiß schon, daß Du dann des Himmels Einsturz nicht hören würdest. — Aber noch einmal, worin mußt Du mir Recht geben?

— Nun, ich will es Dir sagen. Ich fürchte, daß ich Deiner Meinung in Bezug auf Steinau werde beitreten müssen.

Nichts hätte der Pastorin gelegener kommen können, als daß der Pastor die Sache selbst zur Sprache brachte, wegen deren sie hergekommen war.

Sie zuckte daher mit den Achseln, und sagte:

— Ich dachte es wohl, daß Deine Gutmüthigkeit endlich aufhören würde, das unverantwortliche Betragen jenes Steinau zu entschuldigen, um so mehr, als dasselbe leicht das ganze Lebensglück unseres Kindes hätte untergraben können.

— Wenn es nicht schon geschehen ist! sagte sorgenvoll der Pastor, denn was sagt Paulus? Hem: Habe wohl Acht auf Dich selbst!

— Nein, versetzte die Pastorin, es ist noch nicht so weit, Du weißt, daß — daß —

— Nun, was weiß ich?

— Daß, wollte ich sagen — daß der Baron Eichholz unser Linchen liebt.

— Das weiß ich eigentlich nicht!

— Aber —

— Ich weiß nur, daß er um ihre Hand angehalten hat!

— Nun, warum sollte er das thun, wenn er sie nicht liebte?

— Weil sie ein schönes Mädchen ist, und er ein sinnlicher Mensch ist!

— Ach, Du kannst Eichholz nicht leiden!

— Nein, ich sage es offen!

— Ich sage Dir aber, er liebt sie bis zum Sterben!

— Nun — weiter.

— Und bittet nun, nachdem die Sache mit Steinau vorbei ist, seine Werbung wiederholen zu dürfen.

— So hat er Dir das gesagt?

— Er hat mir gesagt, daß er Dir seinen Antrag machen würde, und ich wollte daher, ehe er kommt, mit Dir darüber sprechen.

— Und Linchen?

— Linchen hat sich die Sache überlegt, und ist unter den obwaltenden Umständen nicht abgeneigt —

— Ist das wahr?

— Nun, ich würde es Dir doch nicht sagen.

— O, Weiber, Weiber! sagte der Pastor. Wer kann euch ergründen!

— Nun, da sehe ich doch gar nichts Besonderes darin! bemerkte spitzig die Pastorin.

— Wenn dem aber auch wirklich so ist, fuhr der Pastor fort, dem es daran lag, Zeit zu gewinnen, so kann ich doch auf die Werbung des Barons vorläufig nicht eingehen. Du weißt selbst, daß er von seinem Bruder, dem älteren Baron, gänzlich abhängig ist, und es ist vor allen Dingen erforderlich, daß dieser seine Zustimmung dazu giebt. Eher kann aus der ganzen Sache nichts werden.

— Ich glaube, diese Zustimmung hat der Baron schon bewirkt, sagte die Pastorin unschuldig. Er sprach so etwas, worauf ich nicht recht gehört habe.

— Ja, ja, auf die Hauptsache hört Ihr niemals! versetzte der Pastor lachend. Wo das Herz im Spiele ist, da geht der Verstand bei Euch zum — Kuckuck! Paulus sagt: Hem —

— Ach, laß den Weiberfeind, den Paulus hier aus dem Spiele. Uebrigens habe ich doch die Hauptsache wohl nicht ganz außer Acht gelassen, denn der Baron gab mir einen Brief.

— Einen Brief? von wem?

— Nun, wo ist er denn, ich dächte, ich hätte ihn in meine Kleidertasche gesteckt!

— Von wem war denn der Brief?

— Von dem älteren Baron.

— An mich?

— Ja wohl, an Dich.

— Wo ist er denn?

— Da habe ich ihn gefunden — da ist er!

Der Pastor besah das Siegel und die Adresse aufmerksam, erbrach dann den Brief, sah nach der Unterschrift, und rief dann freudig aus:

— Ja Wahrheit, er ist von ihm.

— So lies denn, und theile mir mit, was darin steht.

Der Pastor las den Brief still für sich und sein Angesicht klärte sich immer mehr auf. Als er zu Ende war, legte er den Brief bedächtig zusammen und sah seine Frau freundlich an.

— Nun? fragte sie.

— Ja, sagte er, es ist wahr, er hält bei mir um Linchen für seinen Bruder an, und will ihm in diesem Falle alle seine Güter abtreten, und sich nur eine Rente vorbehalten.

— Nun siehst Du! Sonderbar aber ist es doch, daß der ältere Baron sich nicht vermählen will. Er ist doch eigentlich nicht zu alt dazu

und ein schöner, stattlicher Mann. Du bist ja sein Freund — hat er Dir niemals etwas darüber gesagt, weshalb er seinen Lebensweg einsam wandelt?

— O ja, er hat es gethan — im Vertrauen, und ich will es Dir wohl wieder im Vertrauen mittheilen, zumal es eigentlich kein Geheimniß ist. Nur ist es ihm schmerzhaft, wenn davon gesprochen wird, und das mußt Du vermeiden. Er hatte eine russische Gräfin zur Braut, die wunderschön war und die er sehr liebte. Im Jahre 1812, als er mit der großen Armee Napoleons in Rußland war, traf er sie in Moskau an. Ihr Vater starb und sie folgte ihm auf dem Rückzuge. Bis an die Beresina kam sie glücklich durch, aber bei dem Uebergange stürzte sie in den Strom, und obwohl sie gerettet wurde, hatte sie sich doch so erkältet, daß sie noch während des Rückzuges in seinen Armen starb. Da that er das Gelübde, ihre Stelle nie zu ersetzen, und er hat es gehalten.

— Ach, der arme Mann! Aber das ist schön von ihm. Viele so treue Männer giebt es nicht in der Welt! Nun bin ich ihm noch einmal so gut!

— Bitte, nur nicht zu sehr! sagte lächelnd der Pastor, und sie gab ihm einen leichten Klaps auf die Backe.

— Es ist damit eigentlich noch eine andere Geschichte verbunden, die übrigens etwas romanhaft klingt! fuhr der Pastor fort. Der Baron traf mehreremale mit einem jungen Offizier zusammen, der ihm das Leben rettete. Er weiß seinen Namen nicht, sie wechselten jedoch ihre Ringe zum Bruderbunde. Und das Schicksal mußte es so fügen, daß gerade dieser junge Offizier eben auch über die Brücke will, als die Braut des Barons mit ihrem Wagen in die Beresina stürzte. Er besann sich nicht lange, sondern setzte mit seinem Pferde ebenfalls in den Strom herab, rettete die junge Gräfin und legte sie in die Arme des Barons, der schon auf das andere Ufer gedrängt worden war.

— O, Gott! Nun wird er ihn doch nach seinem Namen gefragt haben?

— Nein, es mag dazu wohl keine Zeit übrig gewesen sein.

— Und hat er ihn nie wieder angetroffen?

— Niemals!

— Du hast Recht, das ist eine romanhafte Geschichte. Schreibt der Baron sonst nichts?

— Nun, er schreibt wohl noch etwas, das ich Dir aber eigentlich nicht sagen dürfte.

— Sage es nur!

— Unter der Bedingung, daß Du es nicht weiter sagst. Der Baron ist schon unterwegs hierher und trifft in einigen Tagen ein. Er will seinen Bruder überraschen, und dieser soll es nicht wissen.

— Ist es möglich? rief die Pastorin mit freudeglänzendem Angesicht. Er kommt? Nun, dann wirst Du nicht das Herz haben, ihm Linchen für seinen Bruder abzuschlagen.

— Der Pastor wollte etwas erwidern, aber der junge Baron Eichholz trat ein. Die Pastorin warf ihm unbemerkt einen ermuthigenden Blick zu, den er verstand.

Er warb nun in aller Form bei dem Pastor um Lnchens Hand, und dieser, in seiner Freude über die zu erwartende Ankunft des älteren Barons, seines Freundes, vergaß seinen entworfenen Zögerungsplan, vergaß Steinau und Alles, was er hatte thun wollen, um zuvörderst das nähere Sachverhältniß zu ermitteln, und sagte Linchen dem Baron unter der Bedingung zu, daß sie lelbst nichts dagegen einwende.

— Es ist nun Ihre Sache, sich Linchens Liebe zu erwerben, Herr Baron! sagte er freundlich.

— Ich glaube, erwiderte dieser, daß Linchen

schon jetzt ihre Zustimmung nicht verweigern wird, und da auch mein Bruder seine Zustimmung gegeben hat, wie Sie ohne Zweifel aus seinem Briefe ersehen haben werden, so wünsche ich, daß die Vermählung schon in den ersten Tagen der nächsten Woche stattfinde, damit ich noch in der guten Jahreszeit und bei der günstigen Witterung eine kleine Reise mit Linchen machen könnte, die wir gleich nach unserer Vermählung antreten wollen.

— In den ersten Tagen der künftigen Woche? fragte der Pastor verwundert. Wie ist das möglich? Vergessen Sie, daß der Vermählung ein dreimaliges Aufgebot vorhergehen muß?

— Nein, das vergesse ich nicht, aber es sind schon die nöthigen Einleitungen getroffen, daß wir davon dispensirt werden, und daß unser Aufgebot am nächsten Sonntage Ein- für Allemal stattfinden dürfe.

— Ein- für Allemal? fragte der Pastor.

— Nun, oder zum Ersten-, Zweiten- und Drittenmale an Einem Tage — ich kenne das nicht — Sie werden es ohne Zweifel besser wissen, wie es gemacht wird, da es gewiß nicht das Erstemal in Ihrer Praxis ist, daß Ihnen ein solcher Fall vorkommt.

— Nein, es ist nicht das Erstemal! sagte der Pastor sinnend. Dennoch hätte ich nicht gedacht, und noch weniger gewünscht, daß eine solche Ausnahme von der Regel gerade bei meinem Kinde eintreten solle. Abgesehen von der Auffälligkeit eines solchen Schrittes und von der Umgehung eines weisen Gesetzes, das sicherlich schon viel Unglück in der Welt verhütet hat — hem!

Der Pastor brach mitten in seiner Rede ab, ohne sie zu vollenden, weil ihm einfiel, daß wenn das Aufgebot an drei hinter einander folgenden Sonntagen in der Kirche zu Blumenberg und an dem Garnison-Orte des Baron von Eichholz stattfinde, und durch die öffentlichen Blätter verbreitet werde, es möglich sei, daß Steinau davon Kenntniß erhalten, und falls ihm dennoch hier Unrecht geschehen, seine Maaßregeln nehmen könne, um sich zu rechtfertigen, ja vielleicht sogar — der Pastor wagte es nicht, weiter zu denken, sondern nickte mit dem Kopfe, und meinte nur noch im Stillen, daß Linchen doch wohl den Steinau mehr geliebt habe, als sie jemals den Baron Eichholz lieben werde.

Es versteht sich von selbst, daß diese Gedanken sich wie ein Blitz in dem Kopfe des

Pastors entspannen und ausbildeten, so daß er, als seine Rede mit dem bedeutungsvollen — Hem! kaum geschlossen war, schon wieder aufsah.

— Nun, sagte die Frau Pastorin, Du hörst ja mitten in Deiner Rede auf — und was soll das seltsame Kopfnicken bedeuten?

— Ich wollte nur sagen, fuhr der Pastor ernst fort, daß es die schönste Zeit des Lebens ist, während der Aufgebote, und selbst für die Eltern eine Erholung und eine Erinnerung an ihren eigenen Brautstand, die ich mir selbst nicht verkümmern möchte. Man denke sich nur: Es sind auch Personen vorhanden, welche Willens sind, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, und werden deshalb öffentlich aufgeboten — zum Erstenmal! Alle Köpfe richten sich in die Höhe, alle Ohren spitzen sich, um die Namen zu hören. Nächsten Sonntag zum Zweitenmal. Es ist schon ein Schritt weiter geschehen, und die Entscheidung nähert sich! Dann zum Dritten- und Letztenmale. Nun folgt erst die Trauung! Was ist das aber für eine Ueberstürzung, an Einem Sonntage Dreimal aufgeboten zu werden? Es ist ja gar keine Poesie darin, so mit einem Male in den Stand der Ehe zu springen. Und warum

denn? Um hinterher gleich eine Reise zu machen. Nein, nein, vorläufig gebe ich meine Einwilligung noch nicht dazu.

— Aber es ist ja einerlei! sagte der Baron.

Nein, es ist nicht einerlei! versetzte der Pastor. Es befällt mich dabei ein eigenes unheimliches Gefühl, als ob nicht Alles in seiner gehörigen Ordnung sei.

Die Pastorin winkte dem Baron, diese Sache fallen zu lassen, und er trat schweigend zurück.

— Aber, fuhr der Pastor fort, wer sagte mir denn, daß die Dispensation schon bewirkt sei, oder bewirkt werde? Warst Du es, Frau, oder waren Sie es, Herr Baron? Es hat mir doch nicht bloß geträumt?

— Nein, ich habe es gesagt, Herr Pastor! erwiderte der Baron.

— Nun, und von wem soll die Dispensation kommen?

— Natürlich vom Konsistorium. Oder ist das nicht die richtige Behörde?

— O ja, das ist sie. Und wer bewirkt es, daß diese Dispensation ertheilt wird?

— Ich selbst.

— So, haben Sie einen solchen Einfluß

dort? Ich muß doch sehr bezweifeln, daß Ihrem Gesuche gewillfahrt werden wird, wenn Sie nicht andere Gründe, als die angegebenen, haben.

Der Baron erblaßte, und schien in Verlegenheit zu kommen.

— Ich habe andere Verbindungen, sagte er, die es durch eine wichtige Verbürgung sehr wahrscheinlich machen, daß ich meinen Zweck erreiche. Es ist ja eine bloße Form, von der abgewichen wird, und darauf wird man kein großes Gewicht legen.

— Leider denkt man darüber zuweilen so. Aber sind Sie denn Ihrer Sache so gewiß gewesen, daß Sie darauf hin schon die Dispensation vom Aufgebot nachsuchen konnten? Wie nun, wenn ich überhaupt meine Einwilligung versagt hätte, oder noch versage?

— Aber, bester Herr Pastor, warum —

— Lieber Mann, unterbrach die Frau Pastorin den Baron, das Glück Deines Kindes —

— Ja, ja, eben das Glück meines Kindes liegt mir am Herzen. Mir scheint aber in dieser ganzen Sache etwas zu liegen, das nicht ganz klar ist. Inzwischen will ich mich in diesem Augenblick noch nicht darüber entscheiden,

jedoch gebe ich Ihnen die Versicherung, Herr Baron, daß Sie am Sonnabend eine bestimmte Antwort haben sollen. Dabei geht Ihnen keine Zeit verloren, denn das Aufgebot würde, wie es auch immer stattfinden mag, jedenfalls am Sonntag erfolgen können, wenn aus der Heirath überhaupt etwas wird.

Der Baron wollte noch etwas sagen — auf den Augenwink der Pastorin schwieg er aber, und empfahl sich.

Die Pastorin begleitete ihn hinaus.

— Was in aller Welt hat er nur bis zum Sonnabend vor? fragte der Baron sie unruhig. Mir erscheint diese Verzögerung sehr drohend.

— Mir gar nicht! erwiderte sie lachend. Wir haben gewonnen, Herr Baron. Sie können das freilich nicht wissen, weil es ein Geheimniß ist, aber im Vertrauen will ich es Ihnen mittheilen, und hoffe, daß Sie schweigen werden. Ihr Herr Bruder trifft bis dahin hier ein.

— Was? fragte der Baron freudig erregt. Mein Bruder? Er hat mir ja nichts davon geschrieben!

— Ihnen nicht, aber meinem Mann. Er will Sie überraschen. Und nun sehen Sie

wohl, daß mein Mann nur warten will, bis Ihr Herr Bruder hier ist, und dann seine Zustimmung ohne Weiteres geben wird.

— Sie haben Recht, und das befreit mich von einer Sorge. Bis dahin wird auch die Dispensation hier sein.

— Sind Sie Ihrer Sache so gewiß? Mein Mann schien zu zweifeln, und der versteht es doch auch!

— Das mag sein, aber es werden Gründe angegeben werden, die gewichtig genug sind, um meine Bitte so zu unterstützen, daß an ihrer Gewährung gar nicht zu zweifeln ist.

— Nun, dann ist es gut! Kommen Sie mit mir, wir wollen Linchen aufsuchen.

Sie fanden Linchen aber nicht, denn diese war zum Vater gerufen worden.

Bevor wir ihr aber in das Zimmer des Vaters folgen, müssen wir eines Zwischenfalles gedenken, der sich zutrug, als die Mutter und der Baron sich bei dem Pastor befanden.

Linchen saß noch in der Weinlaube, und trocknete ihre Thränen, als sie hörte, daß die vordere Gartenthür geöffnet wurde, die auf die Dorfstraße führte.

Es war dies gerade nichts Ungewöhnliches, da in der Regel Jeder, der in das Pfarrhaus

kam, diesen Eingang benutzte, und Linchen achtete daher auch Anfangs gar nicht darauf.

Aber, als sie nicht vernahm, daß die Thür wieder hinter dem Eintretenden geschlossen wurde, und daher vermuthen mußte, daß sie offen gehalten werde, ward sie aufmerksam, und dachte, wer das wohl sein möge.

Sie trat daher bis unter den Eingang der Laube vor, und bemerkte einen Mann, der das Ansehen eines reisenden Handwerksgesellen hatte, und sein Felleisen auf dem Rücken trug.

Es kam öfter vor, daß dergleichen Leute die Mildthätigkeit der Familie in Anspruch nahmen, und jedes Mitglied war daher in der Regel mit einiger kleiner Münze versehen, um die Bettelleute sofort abzufertigen.

Linchen suchte ein kleines Geldstück hervor, um es dem Manne zu geben, und winkte ihm, näher zu kommen.

Aber betroffen sah sie, daß der Handwerksgeselle hinter der Thür stehen blieb, und nur von Zeit zu Zeit den Kopf vorstreckte, um ihr freundlich zuzunicken, und mit dem Finger zu winken, daß *sie* zu *ihm* kommen solle.

Sie besann sich, ob sie diesem sonderbaren Ansinnen Folge leisten solle. Die Neugier, was der Mann wohl wollen möge, trug end-

lich den Sieg davon, und schnell war sie an der Thür.

— Hier haben Sie! sagte sie, dem Handwerksgesellen das Geld gebend.

— Nun, antwortete der Mann, ich bin zwar deshalb nicht hergekommen, indessen, um Sie nicht zu kränken, will ich das Geldstück nehmen, und in die Tasche stecken.

Er that behaglich, wie er gesagt hatte.

— Sagen Sie mir doch, Mamselchen oder Madamchen, fuhr er dann fort, — bitte aber, nix übel zu nehmen, denn ich weiß nicht, wer Sie sind — dies ist hier doch das Dorf Blumenberg?

— Ganz richtig!

— Und das ist hier die Pfarre, nicht so?

— Allerdings!

— Und darin wohnt der Pastor?

— Was sind das für Fragen? sagte Linchen scheu zurücktretend. Gehen Sie Ihrer Wege, wenn Sie weiter nichts wollen!

— Ja, antwortete der Reisende, was soll ich denn machen? Ich habe einen Auftrag auszurichten, und muß diese Fragen thun, um nicht unrecht anzukommen, denn mir ist die größte Vorsicht anempfohlen.

Linchen wurde aufmerksam.

— Von wem ist dieser Auftrag? fragte sie.

— Das kann ich noch nicht sagen. Aber beantworten Sie doch meine Fragen, und wenn es dann angeht, will ich es Ihnen nicht vorenthalten, was ich suche. Also der Pastor von Blumenberg wohnt hier?

— Ja, er wohnt hier! bestätigte Linchen.

— Und er hat eine Frau?

— Richtig!

— Und eine Tochter?

— Gewiß!

— Weiter keine Kinder?

— Nein!

— Nun, dann bin ich so weit ganz recht hier!

— Was wollen Sie aber eigentlich?

— Warten Sie nur. Sind Sie etwa die Frau Pastorin?

— Nein! sagte Linchen lachend.

— Wer denn?

— Ich bin des Pastors Tochter!

— Und heißen?

— Man nennt mich hier Linchen!

— Gott sei Dank, das wäre Alles richtig. Mamselchen, ich habe Ihnen etwas heimlich zu sagen.

— Mir — heimlich?

— Ja, gewiß, wenn Sie Pastors Linchen zu Blumenberg sind.

— Das habe ich Ihnen schon gesagt.

— Aber hier an der Thür —?

— Nein, kommen Sie einige Schritte näher.

Linchen zog sich bis an die Laube zurück, indem sie mit ihren Blicken umherspähete, ob sie beobachtet würde. Sie sah aber nichts, und sagte dann:

— Kommen Sie noch näher, bis in den Schatten der Laube, wo Sie Niemand sehen kann — aber nicht weiter. So — da bleiben Sie stehen, und nun sprechen Sie.

— Na, ich war da in einer Stadt — wie sie heißt, darf ich nicht sagen — da begegnete mir, als ich zum Thore hinaus ging, ein alter, alter Soldat — er sagte, er wäre ein Invalide, und wohnte in Blumenberg.

— Ach, Krusch! sagte Linchen mit hellaufleuchtender Freude.

— So hieß er, wie er sagte, und ich sehe nun, daß ich richtig gegangen bin.

— Als der Invalide sah, daß ich zum Thore hinausgehen wollte, hielt er mich an. Landsmann, sagte er, wo geht die Reise hin?

— Immer der Nase nach, antwortete ich,

und da möchte sie mich diesesmal nach Schönbach führen!

— Nach Schönbach! sagte der Invalide. Die Straße nach Schönbach geht eine Viertelmeile bei Blumenberg vorbei. Höre einmal, Kamerad, willst Du für Geld und gute Worte wohl eine Bestellung für mich ausrichten?

— Zweimal! versetzte ich.

— Nein, sagte er, es ist an Einem Male genug. Auf der Straße nach Schönbach kommst Du vor einem Dorfe vorbei, welches Blumenberg heißt. Es liegt eine Viertelmeile von Deinem Wege entfernt, aber es wird Dich nicht reuen, dahin zu gehen.

— Gut, antwortete ich, ich will dahin gehen!

— Brav von Dir, Du sollst es nicht umsonst thun. In der Mitte des Dorfes wohnt der Pastor — sein Haus kannst Du an einer Weinlaube erkennen, die vor dem Hause in einem kleinen Garten steht. Nun gieb wohl Acht. Der Pastor hat eine Frau und eine Tochter. Der Frau mußt Du aus dem Wege gehen, als ob sie der Satanas wäre, denn sie gönnt Dir keinen Schnaps, das kann ich Dir sagen. Und mit ihr darfst Du auch kein Wort sprechen, das verbiete ich Dir

bei Leib- und Lebensstrafe, wie es immer im siebenjährigen Kriege bei uns hieß. Aber an die Tochter, die Linchen heißt — merke Dir das wohl — Linchen heißt sie — an diese will ich Dir eine Bestellung geben, die Du ausrichten mußt.

— Wenn es bezahlt wird? sagte ich.

— Ich will Dir einen ganzen Thaler geben, erwiderte er mir, aber Du mußt mir mit Hand und Mund versprechen, daß Du bestellen willst, was ich Dir sagen werde.

— Ja, ich will es dafür thun, sagte ich, und gab ihm meine Hand. Ein Hundsfott, wer nicht Wort hält.

— So ist es recht! versetzte der Invalide, indem er mir die Hand schüttelte. Hier hast Du einen Thaler!

— Danke, aber ich weiß ja nicht, was ich sagen soll.

— Merke wohl auf: Du sollst an Fräulein Linchen einen Gruß von dem alten Krusch bestellen, und Herr Steinau, behalte es wohl, Herr Steinau wäre gefunden, und Alles wäre in Ordnung. Wir hätten eine Spitzbüberei entdeckt, und würden baldigst kommen und die Sache in Ordnung bringen!

— Ist das wahr? fragte Linchen mit

einem seligen Lächeln, und die helle Röthe der Freude schoß in das zarte, bleiche Antlitz.

— Gewiß ist es wahr! sagte der Reisende, denn woher sollte ich dies wissen?

— Sagte er nichts weiter?

— Er sagte nur noch, daß er und Herr Steinau spätestens in acht Tagen hier sein würden, und Sie möchten sich daher bis dahin auf Nichts einlassen — um Gotteswillen nicht, setzte er hinzu.

— Warum hat er mir das aber nicht geschrieben?

— Ich sagte ihm auch, er könne das ja kürzer haben, wenn er Ihnen einen Brief schriebe. Da antwortete er mir, so klug sei er auch — aber erstens könne er nicht schreiben, und zweitens würden Sie den Brief eben so wenig erhalten, als diejenigen, die Herr Steinau schon früher an Sie geschrieben habe.

— Herr Steinau — an mich geschrieben? sagte Linchen erröthend.

— So sagte mir der Invalide, und weiter weiß ich nichts.

Der Reisende nahm seinen mit Wachsleinwand überzogenen Hut ab, und sagte in bittendem Tone:

— Verzeihen Sie einem armen reisenden Handwerksburschen —

Er hielt Linchen den Hut hin, und sie warf alles Geld, was sie in ihrer kleinen Börse hatte, hinein.

Vergnügt ging er von dannen.

— Also Steinau kommt — o, gelobt sei Gott, sagte Linchen, als sie allein war. Er kommt, er ist unschuldig an allem Bösen, was man von ihm sagt — er hat an mich geschrieben. Wo sind aber seine Briefe geblieben? Hat sie Jemand aufgefangen? Sie müssen doch hier abgegeben worden sein. Wer hat sie genommen, und mir vorenthalten? Der Vater? O nein, der thut es nicht. Die Mutter? — Sie möchte gern, daß ich den Baron Eichholz heirathen soll, und thut Alles, was sie kann, um mich dazu zu bewegen. Ja, ja, es ist nicht anders — die Mutter hat die Briefe — sie ist ihm feind — oh weh — was soll daraus werden? Ich darf von dieser Botschaft nichts sagen, sonst zwingt sie mich, den Baron Eichholz zu heirathen, ehe Steinau kommt. Ich muß listig sein, und sie täuschen. Ja, ja, ich muß Zeit gewinnen.

Der Pastor schickte, und ließ Linchen zu sich entbieten.

Als sie eintrat, sah er sie verwundert an. Sie schlich nicht mehr, wie lebenssatt einher, sondern hatte ihren früheren elastischen Schritt wieder angenommen.

Statt der früheren Blässe waren ihre Wangen von einer sanften Rosenglut geröthet.

Ihre Augen waren nicht mehr von den Wimpern halb bedeckt, sondern leuchteten in dem sonstigen Feuer.

— Kind, sagte der Pastor, was ist mit Dir vorgegangen? Nun, was es auch sei, ich freue mich sehr, Dich so zu sehen. Mit um so leichterem Herzen kann ich Dir daher sagen, weshalb ich Dich herbeschieden habe, obgleich Du es Dir wohl denken kannst.

— Ich kann es mir denken! versetzte Linchen ernst.

— Nun ja, der Baron hat um Dich angehalten?

— Die Mutter hat es mir gesagt!

— Er wünscht, daß die Heirath schnell vollzogen werde.

— Wie schnell?

— Binnen acht Tagen!

— Das mag geschehen, aber nur nicht früher!

Der Pastor sah sein Kind bedenklich an.

— Wenn ich daran denke, sagte er endlich langsam, mit welchem Widerstreben Du früher die Bewerbungen des Barons geduldet hast, so kann ich mir Deinen jetzigen Gleichmuth nicht erklären. Also Du willst ihn wirklich heirathen? Oeffne mir Dein Herz, denn noch ist es Zeit! Ich habe bisher meine Zustimmung noch nicht gegeben, aber der Baron hat mein Wort, daß ich mich am Sonnabend entscheiden will, und da bis dahin der Bruder des Barons hier eintrifft, so werden sie mich von allen Seiten so in die Enge treiben, daß ich meine Zustimmung werde geben müssen. Nun sprich!

— Lieber Vater! antwortete Linchen, ich will Dich mit der Mutter nicht entzweien, die doch eben die Haupttriebfeder ist, in dem Bestreben, mich für den Baron zu gewinnen. Ich kann Dir die Versicherung nicht geben, daß ich den Baron nehmen werde, aber eben so wenig sage ich jetzt, daß ich ihn zurückweise. Die Zeit wird es lehren.

— Ja, die Zeit! Sie ist zu kurz, und was soll ich dem älteren Baron sagen, wenn er kommt? Was soll ich am Sonnabend thun?

— Thue, was Du nicht lassen kannst, sagte Linchen lachend, und nimm keine Rücksicht dabei auf mich. Ich bitte Dich nur, die Sache so

einzurichten, daß der Tag, an dem die Trauung statt finden soll, nicht vor acht Tagen, von heute an, festgesetzt werde. Bis dahin wird mein Glück oder mein Unglück entschieden sein! setzte sie zaghafter hinzu, indem ihr die Thränen in die Augen traten.

— Also Du hast ein Geheimniß? fragte der Pastor.

— Willst Du es mir nicht mittheilen?

— Ich kann nicht! antwortete Linchen. Es könnte dadurch Alles verdorben werden, und deshalb muß ich Dich auch bitten, Niemand, auch der Mutter nicht, etwas davon zu sagen.

— Auch der Mutter nicht? fragte der Pastor.

— Nein, ich bitte Dich herzlich darum. Du wirst später einsehen, wie nöthig das ist.

— Nun, ich begreife es nicht! sprach der Pastor. Diese Eile auf der einen Seite, mit dem Abschluß der Verheirathung, und jetzt Dein Benehmen, es ist wirklich merkwürdig. Indeß, wir werden sehen, wir werden sehen.

Der Sonnabend kam heran, ohne daß sich in der Lage der Sache etwas geändert hätte.

Auch der ältere Bruder des Barons war noch nicht angekommen, und der Pastor war in Verzweiflung darüber, weil er auf diesen

Tag seine Entscheidung anberaumt hatte, diese aber von der Unterredung mit dem älteren Baron abhängig machen wollte.

Am Morgen dieses Tages fand sich der jüngere Baron schon früh im Pfarrhause ein. Er war diesmal in seiner Offiziers-Uniform und zwar in einer ganz neuen, prächtig mit Gold gestickt, und sah glänzend darin aus.

Der Pastor war noch nicht sichtbar, aber die Pastorin und Linchen befanden sich im Wohnzimmer.

Die Frau Pastorin empfing den Baron mit bewundernden Blicken, Linchen sah dagegen kaum auf.

Der Baron setzte sich zu letzterer, und sprach zu ihr von dem heutigen Tage, an welchem über sein Glück entschieden werden sollte, Linchen hörte ihn, wie immer, kalt an, und erklärte ihm endlich, daß, wenn ihre Eltern sie opfern wollten, sie dagegen nichts thun könne. Auf ihre Einwilligung dürfe er aber niemals rechnen, denn sie würde nur gezwungen seine Gattin werden.

Er ward vor Aerger und Wuth bald bleich, bald roth, und wußte nicht gleich, wie er sich dieser Erklärung gegenüber, benehmen sollte.

Die Pastorin aber schritt ein, und indem

sie Linchen einen strengen Blick zuwarf, sagte sie ihm leise, daß er diese jungfräuliche Zurückhaltung nach ihrem wahren Werthe schätzen müsse und nicht verlangen könne, daß Linchen sich ihm schon jetzt geradezu in die Arme werfen solle.

Man hörte einen Wagen vorfahren und der Baron und die Pastorin eilten an das Fenster.

Es hielt ein Reisewagen vor der Thür, aus dem ein großer, starker Herr ausstieg.

Er konnte wohl vierzig Jahre, vielleicht auch einige Jahre mehr, alt sein, hatte ein offenes, wohlwollendes Gesicht, das in seiner Jugend schön gewesen sein mußte, und in seiner Haltung erkannte man leicht den ehemaligen Militair, worauf übrigens auch mehrere Ordensbänder deuteten, die er im Knopfloche trug. Freundlich schaute er nach den Fenstern hinauf.

— Mein Bruder! rief der Baron.

— Der Herr Baron! schrie die Pastorin. Wo ist der Vater? Gewiß ist er noch nicht angezogen? So macht er es aber immer!

Beide, der Baron und die Pastorin, eilten hinaus, und Linchen blieb allein.

— Nun habe ich einen neuen Sturm zu

bestehen; seufzte sie, ich muß mich verstellen, so schwer es mir auch wird. Ich hoffe, ja, ich hoffe, aber diese Ungewißheit wird mich noch tödten. Und wenn nun meine neu erregten Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen, was dann? Dann bin unglücklich für immer.

Schwermüthig stützte sie den Kopf auf die kleine weiße Hand und ihre Augen wurden feucht.

Als der Baron und die Pastorin an den Wagen kamen, fanden sie, so sehr sie auch eilten, doch den Pastor schon dort, der auch das Rasseln des Wagens gehört hatte, und ohne erst aus dem Fenster zu sehen, sogleich hinabgeeilt war, seinen Freund zu empfangen, da er voraussetzte, daß nur dieser in dem Wagen sein könne.

Die beiden Männer lagen sich in den Armen und küßten sich, denn sie waren wirkliche Freunde.

Dann nahm der Pastor den Arm des Barons und führte ihn in das Haus. Hier begegneten sie dem jüngeren Baron und der Pastorin, denen der angekommene Reisende beide Hände reichte und sie derbe schüttelte.

— Hinein, hinein! sagte er. Bevor wir

etwas sprechen, muß ich meinen Liebling, mein Linchen sehen; sie ist doch wohl hier?

Mit diesen Worten trat er in das Zimmer, wo ihn Linchen mit ihrem schwermüthigen Gesicht entgegen trat.

Der Angekommene umarmte und küßte sie herzlich, wie man es mit einem kleinem Kinde thut, und betrachtete sie alsdann aufmerksam und erstaunt, indem er sie mit seiner rechten Hand ein wenig von sich entfernt festhielt.

Linchen erröthete und schlug die Augen nieder.

— Hm, hm! sagte der ältere Baron und sah sich verwundert um. In diesem Augenblick komme ich erst von meiner Reise zurück, fuhr er fort, und da ich wohl erwartete, Dich hier zu finden, er sah seinen Bruder an, so fuhr ich gleich, der Kürze halber, hier vor, um meinen alten Freund, und das Brautpaar zu begrüßen. Aber — hm — irre ich mich, oder irre ich mich nicht, es scheint mir hier nicht Alles so zu sein, wie ich es erwartet hatte, und wie es wohl sein müßte! Heraus mit der Sprache, alter Freund, sagte er zum Pastor, was ist im Winde, wie der Seemann sagt, und wo hapert es denn?

Der Pastor gerieth in Verlegenheit. Er

wußte nicht, was er sagen sollte, da es ihm wirklich unbekannt war, wo es eigentlich haperte. Er wußte wohl, daß Linchen eigentlich den jungen Baron nicht liebte; da sie sich aber doch bereit erklärt hatte, ihn zu ehelichen, so wagte der Pastor hiervon nichts zu sagen.

Der Baron sah ihn aber erwartungsvoll an, um seine Antwort zu hören.

— Mein werther Herr Baron und treuer Freund, fing er endlich an, was sagt Paulus? hem! Unser Wissen ist Stückwerk und unser Wort ist wie ein tönend Erz und eine klingende Schelle!

— Hm! Wahrhaftig, ich hätte es zuweilen nöthig gehabt, daß meine Worte wie ein tönend Erz geklungen hätten! erwiderte der Baron auf die mystische Rede des Pastors. Vielleicht lebte ich dann nicht einsam.

— Nehmen wir Platz! sagte der Pastor, wieder Muth fassend, und dem Baron einen Armsessel herbeibringend, worauf derselbe, wie er wußte, gern am Fenster saß. Setzt euch, Kinder. Nun, Herr Baron, Alles in seiner Ordnung, Eins nach dem andern. Ich hatte Sie schon gestern, oder vorgestern erwartet, nun, das thut nichts, eine Freude kommt nie zu spät, aber, erzählen Sie doch, wo Sie jetzt

herkommen. Paulus hatte zu seiner Zeit auch große Reisen gemacht, zu Lande und zu Wasser, und es macht mir immer große Freude, wenn ich zuweilen von Orten höre, wo er auch gewesen ist.

— Nein, nein, sagte der Baron, wo Paulus war, bin ich nicht hingekommen, und wo ich jetzt gewesen bin, war Paulus niemals.

— Wo kommen Sie denn her?

— Aus Rußland!

— O, Gott behüte! sagte die Pastorin, aus Rußland! das liegt ja, wie ich mich aus meiner Geographie erinnere, nicht weit von Sibirien, fast immer in Schnee und Eis, weshalb auch die Franzosen fast Alle darin erfroren sind!

— Ja, so ziemlich, aber doch sind noch einige übrig geblieben, ich zum Beispiel.

— Sie sind doch kein Franzose?

— Nein, aber ich war damals bei der französischen Armee!

— Schade, sagte der Pastor, daß Steinau nicht hier ist, der war auch mit in Rußland gewesen. Sie hätten in Ihren gegenseitigen Erzählungen alte Erinnerungen auffrischen können.

— Wer ist Steinau?

Linchen erröthete und trat zu ihren Blumen. Die Frau Pastorin warf dem Eheherrn einen bitterbösen Blick zu, und der jüngere Baron erbleichte ärgerlich.

— Wer Steinau ist? fragte der Pastor verlegen.

— Nun ja, ist das eine so schwer zu beantwortende Frage? Wenn er hier gewesen ist, so müssen Sie ihn doch wohl kennen? —

— Wir kennen ihn wohl in so weit, daß wir seinen Namen wissen, aber das ist auch Alles. Er gab sich bei uns für einen Privat-Gelehrten aus, und malte auch sehr schön —

Der Pastor wies mit dem Finger auf die von Steinau gefertigten, und an der Wand hängenden Portraits.

— Ei, sagte der Baron, die habe ich ja noch nie gesehen. In Wahrheit, sie sind gut gemalt und treffend ähnlich.

— O, das ist noch nicht Alles. Er ist auch Wundarzt, und hat — hem — hem —

Der jüngere Baron schien auf Feuer zu sitzen, und die Frau Pastorin gab dem Herrn Gemahl einen leisen Rippenstoß.

— Nun, was hat er denn als Wundarzt gethan? fragte der Baron, als der Pastor stotterte.

— O, ich wollte nur sagen, er hat auch treffliche musikalische Kenntnisse —

— Ja, und diese hat er bewiesen, als er auf einer Bauernhochzeit zum Tanz aufspielte! sagte die Pastorin hämisch.

— Sodann hat er auch ein wildes Pferd zahm gemacht, was Niemand besteigen wollte! fiel der Pastor ein.

— Nun, das muß ich sagen! sprach der Baron. Der Herr Steinau muß ja ein Ausbund sein. Wer ist er denn nun eigentlich?

— Das wissen wir nicht!

— Ist er denn noch hier?

— Nein, er ist abgereist. Er versprach, bald zurückzukehren, ist aber nicht wieder gekommen.

— Was auch sehr gut ist! fiel die Pastorin ein.

— Warum?

— Ach, bester Baron, mein Frau meinte, daß nicht viel hinter allen seinen Künsten sei. Ich habe zwar eine andere Meinung von ihm, aber da er verschwunden ist, so denke ich, wir beschäftigen uns lieber mit etwas Anderem. Vor allen Dingen, was haben Sie in Rußland gemacht?

— Mein bester Freund, ich habe dort

große Güter, nach denen ich einmal gesehen habe.

— Sie, Güter in Rußland? Davon höre ich zum Erstenmale!

— Ich spreche nicht gern davon! sagte der Baron. Diese Güter kosten mich mein Lebensglück! Ja, mein Freund, obgleich solche die Größe und die Einkünfte manches deutschen Fürstenthums haben, so gäbe ich sie doch gern hin, wenn ich damit das Leben ihrer ehemaligen Herrin erkaufen könnte.

— Wer war denn diese Herrin?

— Eine schöne, junge russische Gräfin, meine Braut!

— Oh! machten Alle, und Linchen trat dem Baron näher und sah ihn zärtlich bedauernd an.

— Und sie ist gestorben?

— Sie starb an den Folgen einer Erkältung, die sie sich durch einen Sturz in die Beresina zugezogen hatte. Es war bei dem berühmten Uebergange im Jahre 1812.

— Schrecklich, schrecklich! sagte der Pastor. Und wie kam sie wieder heraus?

— Ein junger Offizier, dem ich schon einigemale mein Leben verdankte, sprengte von der

Brücke in den mit Eisschollen bedeckten Strom, und rettete sie.

— Und dann?

— Sie konnte es nicht überwinden und starb in meinen Armen!

— Der Offizier war wohl ein theurer Freund von Ihnen, daß er sein Leben in die Schanze schlug, um Ihre Braut zu retten?

— Ich kannte ihn gar nicht.

— Aber er hatte Ihnen ja das Leben gerettet, wie Sie sagten?

— Und doch mußten wir uns trennen, ohne uns näher zu treten. Es ging nicht. Wir tauschten unsere Ringe! Da sehen Sie, ich trage den Seinigen noch am Finger!

— Was? Habe ich nicht vor Kurzem eine ähnliche Geschichte gehört? Wie ist mir denn? Doch, es wird mir schon wieder einfallen. Aber als er Ihre Braut aus den Fluthen gerettet hatte, auch da —

— Lieber Freund, wenn Sie bei jenem Uebergange gewesen wären, würden Sie nicht so fragen. Er war verschwunden, ehe ich mich besinnen konnte. Mein halbes Vermögen, einen Arm, ein Bein gäbe ich darum, wenn ich ihn nur einmal an meine Brust drücken und ihm danken könnte. Aber er wird es dort, an der

Beresina, auch nicht überwunden haben. Sein Edelmuth hat ihm wahrscheinlich das Leben gekostet.

— Und nun kommen Sie aus Rußland?

— Ja, und ich habe es nicht unterlassen können, den damaligen Schauplatz unserer größten Noth noch einmal zu besuchen. Ach, mein Freund, als ich jetzt auf der Stelle stand, wo damals unsere Brüder geschlagen waren, sah ich statt der Scenen des Elends und der Zerstörung, die noch vor meinem Geiste schwebten, nichts als Frieden und Ruhe! Still floß der schlammige Strom der Beresina zwischen grünen Ufern dahin, und blumige Wiesen lagen im goldenen Sonnenschein. O, wie schön ist die Welt da, wo der Mensch nicht seine Zerstörungswuth übt. Keine Spur von dem entsetzlichen Kampfe war mehr vorhanden und wäre ich nicht selbst dabei gewesen, und gerade diese Stelle nicht von einer so traurigen Erinnerung für mich begleitet, so würde ich, wie sie jetzt vor mir lag, niemals geglaubt haben, daß so schreckliche Ereignisse auf derselben vorgefallen seien. Aber ich ging an das Ufer des Stromes hinab, und es schien etwas in dem schwarzen Boden unter dem hohen Grase und den gelben und blauen Blumen zu glänzen.

Ich scharrte es mit dem Stocke heraus, und es kamen da Messingschilder von Patrontaschen und Czakots, verbogen und zerbrochen, Eisenstücke und Messingringe von Waffen, ja sogar verschiedene starke Lederstücke zum Vorschein. Das war der Beweis von dem, was vor vielen Jahren hier vorgegangen, und wenn Jemand sich die Mühe geben und nachgraben wollte, so würde er sie vielleicht durch manchen andern Fund belohnt finden. Ich lebte noch einmal jene verhängnißvolle Zeit in Gedanken durch, jene Zeit der Großthaten, die jetzt von der Erde verschwunden ist. Ach, mein Freund, wie schwillt das Herz auf bei diesen Gedanken, und wie klein erscheint dagegen die jetzige Zeit, wo die Großthaten nur in Redereien, Schreibereien und Geldschneidereien bestehen.

— Aber mein theurer Freund, sagte der Pastor. Sie werden doch nicht wünschen, daß es beständig Krieg sein solle, blos deswegen, daß die Menschen Großthaten verrichten können? Was sagt Paulus? Hem? Friede ernährt, Unfriede verzehrt — nein, Paulus hat das eigentlich nicht gesagt, sondern Jemand Anders, ich weiß wirklich nicht wer, aber, wer es auch gesagt hat, Recht hat er gehabt. Be-

denken Sie nur das Unglück, welches durch einen Krieg angerichtet wird.

Ich wünsche auch nicht, daß immer Krieg sein solle, versetzte der Baron, am wenigsten bin ich ein Freund davon, ich, der ihn genug gehabt hat; ich, dem er sein Lebensglück kostet. Ich habe sogar einen Abscheu vor dem Kriege; aber das hindert mich nicht, mein Herz an der Erinnerung jener Großthaten zu laben, und meinen Maaßstab von Größe da anzulegen, wo eine Kleinigkeit sich spreizt, die von sich glauben machen möchte, sie sei groß! Denken Sie nur an die Heroen unserer Freiheitskriege!

— Das mag sein, sagte der Pastor, aber ich bin ein Mann des Friedens und bearbeite ein anderes Feld. Aber nun wird mir etwas klar, worüber ich mich immer verwundert habe. Sie sind unverheirathet geblieben, weil — hm —

— Als ich meine Braut als Leiche in meinen Armen hielt, that ich das Gelübde, nie wieder ein Frauenbild zu lieben, niemals zu heirathen, und ihr treu zu bleiben bis zum Tode! Sie starb für mich, ihre Liebe zu mir ließ sie diesen Weg gehen, den sie sonst wohl hätte vermeiden können, und ich war ihr das schuldig und habe mein Wort bisher gehalten. Daß ich es auch ferner halten werde, daran

wird wohl Niemand zweifeln, nachdem schon meine Haare ergrauen. Aber mein Stamm soll nicht erlöschen, mein Haus soll nicht aussterben. Und das führt mich wieder auf unsere Angelegenheit, wegen der ich eigentlich herkomme. Wie steht es denn damit? Gerade heraus!

Der Pastor faßte die Hand des Barons, und sagte:

— Alles in Ordnung, bis auf meine Zustimmung, die ich mir bis heute vorbehalten habe, um zuvor mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie mit auf mein Zimmer, da wollen wir die Sache abmachen und dann sofort darüber entscheiden.

Die beiden Männer verließen die Stube, und die Frau Pastorin blieb mit dem Brautpaar zurück.

Auf der Studirstube des Pastors angekommen, erzählte der Pastor dem Baron nun, was sich zugetragen hatte, so weit er es selbst wußte. Das Ende war, daß Linchen zwar den Baron nicht gerade zu lieben scheine, doch aber ihre Einwilligung zur Vermählung mit ihm gegeben, und sich nur eine Frist von acht Tagen ausbedungen habe, nach Verlauf deren die Ehe vollzogen werden könne.

— Nach acht Tagen? fragte der Baron. Aber das Aufgebot?

— Ich habe bereits ein Schreiben des Konsistoriums erhalten, sagte der Pastor, durch welches ich ermächtiget werde, sofern ich selbst nichts dagegen einzuwenden habe, die Trauung nach einmaligem Aufgebot zu vollziehen. Ihr Herr Bruder hat diese Dispensation bewirkt, weil er sogleich nach vollzogener Trauung zu verreisen gedenkt.

— Das Aufgebot könnte also Morgen geschehen! Und die Ceremonie der Trauung?

— Auf den nächsten Mittwoch sind die von Linchen bedungenen acht Tage um.

— Nun, und was denken Sie?

— Insofern Sie damit einverstanden sind, sehe ich meinerseits kein Hinderniß, wenn Linchen bei ihrer Erklärung bleibt.

— Ich muß bekennen, daß ich es anders gewünscht hätte. Linchen liebt offenbar meinen Bruder nicht, und es sollte mir leid thun, wenn sie bloß überredet worden wäre.

— Herr Baron, ich dächte, Sie kennten mich besser.

— Nicht von Ihnen, theurer Freund, nicht von Ihnen, aber es könnte von einer andern Seite geschehen sein.

— Ich habe sie allein gesprochen und gefragt, und sie hat ohne Weiteres, unter jener Bedingung ihre Zustimmung gegeben. Ich muß daher annehmen, daß es ihr freier Wille ist, denn sie würde es mir gesagt haben, wenn dies nicht der Fall wäre.

— Dann ist Alles gut. Wir wollen die Sache daher als abgemacht ansehen, und morgen das Aufgebot geschehen lassen, da mein Bruder es einmal so wünscht, und künftige Woche mag die Vermählung sein. Bis dahin werde ich einen Notar kommen lassen und meinem Bruder die Güter abtreten, auch auf jeden möglichen Fall für Linchens Zukunft sorgen.

— Aber warum wollen Sie die Güter abtreten, man kann doch immer nicht wissen —

— Lieber Freund, meine Güter in Rußland bringen mir ein fürstliches Einkommen, und warum soll ich mich mit der Verwaltung der hiesigen Güter plagen? Kommen Sie, daß wir den jungen Leuten ihr Glück ankündigen.

Die Frau Pastorin vernahm die Entscheidung mit glänzenden Augen. Hatte sie nun doch das Ziel aller ihrer Bestrebungen erreicht, und ihre Tochter wurde die Herrin des Dorfes.

Der jüngere Baron war vor Freuden außer

sich, und drückte und küßte Linchens Hände. Als er sie aber umarmen und küssen wollte, trat sie, die immer kalt wie Eis blieb, zurück und sagte:

— Vergessen Sie nicht, Herr Baron, daß ich Ihnen solche Rechte erst nach vollzogener Vermählung einräume!

Betroffen trat der junge Baron zurück.

— Linchen, Linchen, sagte der alte Baron lachend, Du übertreibst die Strenge; indeß, er muß es sich gefallen lassen. Glücklich genug ist der Schelm, daß er Dein Jawort erhalten hat.

Die Frau Pastorin wollte Linchen belehren und zurechtweisen, aber das junge Mädchen sah die Mutter mit einem so eiskalten und doch zugleich so durchdringenden Blick an, ohne ein Wort zu sagen, daß letztere die Augen niederschlug und schwieg.

— Es ist doch nicht Alles so, wie es sein soll! dachte der alte Baron. Ich muß freilich die Sache gehen lassen, indessen will ich doch suchen, dahinter zu kommen, was es eigentlich ist.

Aber er kam nicht dahinter.

Am anderen Tage, dem Sonntage, geschah das öffentliche Aufgebot des Brautpaares in der Kirche und mancher Zuhörer und manche

Zuhörerin, die Steinau näher gekannt hatten, schüttelten die Köpfe, und meinten, das sei doch recht sonderbar; denn es sei ja kein Geheimniß, daß der fremde Herr Maler und Linchen ein Herz und eine Seele gewesen wären, und nun sei der fort, und der im Dorfe gar nicht beliebte Baron schnappe Linchen weg. Aber der Herr Pastor müsse freilich wissen, was er thue. Er sollte sich jedoch eigentlich Linchen einmal ordentlich ansehen, was aus dem blühenden Mädchen für eine blasse Lilie geworden sei, und sich dann noch einmal bedenken.

So plauderten die Leute heimlich mit einander in der Kirche und auf dem Heimwege, und sahen scheu zu dem Pastor auf, als er würdevoll seinem Hause zuschritt.

Die Beklemmung der Leute war so sichtbar und so auffallend, daß der Pastor aufmerksam wurde, und stille stand, als eben der Bauer bei ihm vorüberging, auf dessen Hochzeit Steinau einst Musik gemacht hatte.

Der Bauer nahm seinen Dreimaster ehrerbietig von dem glatt gekämmten Haupte, in dessen langen Haaren auf dem Hinterkopfe ein halbrunder Messingkamm steckte, und sagte:

— Schönen guten Morgen, Herr Pastor!

— Guten Morgen, Claus Knönagel! Sagt

doch einmal, Claus Knönagel, sagte der Pastor, was habt Ihr denn eigentlich, daß Ihr mir Alle ausweicht, und mich so scheu ansehet?

— Ihnen weicht Niemand aus, Herr Pastor, das kommt Ihnen nur so vor. Bin ich Ihnen etwa ausgewichen?

— Nein, Ihr wirklich nicht. Aber es ist etwas mit den Leuten, das ich mir nicht erklären kann. Sie sind sonst nicht so!

— Herr Pastor, das will ich Ihnen sagen. Es ist von wegen des Aufgebots Ihrer Tochter mit dem Herrn Baron!

— Aber wie kann das —

— Herr Pastor, erinnern Sie sich noch an den Herrn Steinau — den Maler — der bei mir auf der Hochzeit meiner Tochter so tapfer die Baßgeige gestrichen hat?

— O, sehr gut, ich werde seiner nie vergessen!

— Nun, diesem Herrn Steinau sind die Leute, obwohl er nicht mehr im Dorfe ist, noch Alle sehr gut, weil er mit Jedermann wie Unsereiner war, Vielen guten Rath gegeben, und noch Mehreren geholfen hat. Nun haben die Leute geglaubt, Herr Pastor, ja, und ich selbst hatte es gedacht, weil Herr Steinau bei Ihnen wohnte, und mit Mamsell Linchen so vertrau-

lich umging, daß er ihr Bräutigam sei. Jetzt aber hören wir plötzlich, daß unser Herr Baron und Mamsell Linchen als ein Brautpaar aufgeboten werden, und das scheint den Leuten, weiß es Gott, aus welchem Grunde, unrecht zu sein, obgleich es ihnen ganz und gar nichts angeht, was Sie Ihrer Tochter für einen Mann geben wollen. Wenn sie es sich erst recht bedenken möchten, so könnten sie sogar nichts Besseres wünschen, als daß Linchen unsere gnädige Frau würde, da sie eine bessere schwerlich jemals bekommen werden. Aber so ist es in der Welt. Man kann Niemandem etwas recht machen.

— Das ist es also! sagte der Pastor sinnend. Ich danke Euch, Claus Knönagel. Es ist mir lieb, daß die Leute nichts Anderes gegen mich haben. Meine Familien-Angelegenheiten werden sie mir selbst zu beurtheilen wohl überlassen müssen.

— Das denke ich auch, Herr Pastor! sagte Claus Knönagel. Ich suche meinen Mädchen auch die Bräutigams aus, und wollte keiner rathen, einen Anderen lieb zu haben, als den, den ich zu ihrem Manne bestimmt habe. Und sie leben Alle ganz gut mit einander!

— Hm! versetzte der Pastor, und dachte:

Also man glaubt im Dorfe, ich zwinge Linchen, den Baron zu heirathen. Nun hört, Claus Knönagel, sagte er laut, man sagt aber, Eure Mädchen hätten es so einzurichten gewußt, daß Ihr ihnen nur gerade den jungen Mann zum Bräutigam gebracht, den sie gerne hätten haben wollen.

— Das wäre der Teufel! sagte der Bauer zornig. Das kann ich durchaus nicht glauben!

— Nun, seht Ihr, erwiderte der Pastor, was die Leute Alles reden. Das muß man sich schon gefallen lassen.

Der Mittwoch kam heran, und es war nichts vorgefallen, was die heute vorzunehmende Ceremonie der Trauung verhindert hätte. Sie sollte um zwei Uhr Mittags stattfinden. Der junge Baron Eichholz strahlte vor Freude, wogegen Linchen immer bleicher und bleicher wurde, und unruhig umherging. Sie hatte bis zum letzten Tage gehofft, aber als auch dieser angebrochen war, und Steinau nicht kam, war fast alle Hoffnung auf Rettung entschwunden, und zitternd dachte sie an den Augenblick der

Entscheidung, der sich immer mehr und mehr näherte.

Der Oberst von Eichholz hatte an seinen Rechts-Anwalt geschrieben, und denselben ersucht, nach Blumenberg zu kommen, um die nöthigen gerichtlichen Instrumente über die Abtretung der Güter, aufzunehmen. Der Rechtsgelehrte war erst am Dienstag Abend gekommen, weil er Abhaltungen gehabt hatte, und jetzt, am Mittwoch Vormittag, saß er in dem Wohnzimmer der Pfarrerfamilie, wo auch die beiden Barone zugegen waren, und war eifrig mit Abfassung der Urkunden beschäftigt. Linchen war ebenfalls zugegen, denn da nach dem Willen des Obersten das eine der Güter zu ihrem Wittthum bestimmt war, und also ihr Eigenthum wurde, so mußte sie die Urkunden mit unterschreiben.

Der Rechtsgelehrte war fertig, und las die Urkunden vor. Nachdem dies geschehen, legte er dieselben zur Unterschrift vor. Der Oberst unterschrieb; der junge Baron unterschrieb, und gab die Feder an Linchen. Sie zitterte, sah sich noch einmal nach Hülfe um — und da sich keine nahete, verzweifelte sie. Ihr Herz erkältete sich zu Eis in der jungfräulichen Brust, und ein schneidender Schmerz erfüllte sie. Halb

bewußtlos nahm sie die Feder, unterschrieb, und sank dann ohnmächtig zu Boden.

Alle Gegenwärtige eilten zur Hülfe herbei. Die Mutter besonders erschrak sehr, und ihr Gewissen fing an, sich zu rühren.

— Was ist das? sagte der Oberst. Hören Sie, alter Freund, hier ist doch nicht Alles in Ordnung.

— Wir werden sehen — wir werden sehen! antwortete der Pastor. Lassen Sie Linchen nur erst zur Besinnung kommen. Sie mag Ihnen dann selbst sagen, daß sie freiwillig ihren Entschluß gefaßt hat.

— Der übrigens nun auch unwiderruflich ist! sagte der junge Baron. Die Kontrakte sind unterschrieben, und wie ich sehe, von dem Herrn Justizrath ebenfalls vollzogen und geschlossen.

Der Oberst sah seinen Bruder groß an; der Pastor und die Pastorin beschäftigten sich noch mit Linchen, und Niemand hörte und sah, daß eine Extrapost in gestrecktem Trabe ankam, und vor dem Pfarrhause hielt.

Zwei Männer, in große Mäntel gehüllt, stiegen aus dem Wagen.

Der erste dieser Männer bewegte sich sehr schnell und leicht, und eilte durch den kleinen

Garten auf das Pfarrhaus zu. Er ging mit klingenden Schritten, als ob er Sporen an den Stiefeln habe, und unter seinem Mantel hörte man es rasseln, wie von einem Säbel.

Der zweite verließ den Wagen sehr schwerfällig, holte dann ein Fläschchen aus der Manteltasche hervor, aus der er einen Schluck nahm, und sie dem Postillon bot, wobei er mit heiserer Stimme sagte:

— Trinke, junger Mensch, in dieser Zeit!

Jetzt hörte die in der Stube befindliche Gesellschaft klingende Tritte von der Thür, und man ward aufmerksam.

Auf flog die Thür, und der Mann im Mantel trat in die Stube, der so eben den Wagen verlassen hatte.

Der Mantel fiel, und es stand da ein Offizier in reich gestickter und mit Gold beschnürter Husaren-Uniform, dessen Brust mit Orden bedeckt war.

— Steinau! schrie Linchen auf, die so eben erst ihre Besinnung wieder erhalten hatte, flog vom Sopha auf, und hing schluchzend an seinem Halse.

Er nahm sie zärtlich in seine Arme, und trat dem Pastor entgegen.

— Ich bin der Major, Graf von Steinau, sagte er, und bitte Sie, Herr Pastor, und Sie, Frau Pastorin, um die Hand Ihrer Tochter!

— Oh, oh, sagte der Pastor, warum haben Sie das nicht früher gethan — warum haben Sie nicht früher gesagt, wer Sie sind? Jetzt ist es zu spät. Sie reiseten fort, kamen nicht wieder, ließen auch nichts von sich hören —

— Wie — ich hätte nichts von mir hören lassen, und habe doch alle Woche einmal an Linchen geschrieben. Hast Du denn meine Briefe nicht erhalten, mein Linchen?

— Keinen! seufzte sie.

— Nun, das wollen wir später untersuchen. Also es wäre zu spät? Wie soll ich das verstehen?

— Linchen ist mit dem hier gegenwärtigen Baron von Eichholz verlobt. Dort hat sie so eben die Urkunde unterschrieben, und noch heute soll die Trauung sein.

— Also, sie soll erst sein! Nun, Gott sei Dank, sie wird nicht sein, so lange ich noch lebe. Wo ist der, der sie mir rauben will — ah, mein Herr Baron, wir kennen uns schon. Sie sind es also — darf ich mir die Ehre

Ihrer Begleitung auf einem kleinen Spaziergange ausbitten?

Linchen schrie laut auf, die Pastorin sank schluchzend auf das Sopha zurück — der Pastor wußte nicht, was er thun sollte — der junge Baron stand leichenblaß da, indem er an die unterschlagenen Briefe dachte; — da trat plötzlich der ältere Baron vor, sah Steinau starr an, und hing nach einem Augenblick an seinem Halse.

— Mein doppelter Lebensretter, rief er, erkennst Du mich nicht wieder?

Steinau sah ihn in seiner Aufregung zweifelhaft an.

— Erinnerst Du Dich meiner nicht, mein Bruder, von Borodino, von der Beresina her, wo Du mein Leben rettetest, und meine Braut aus den mit Eis bedeckten Fluthen zogst? Da ist Dein Ring.

— Und da ist der Deinige! sagte nun Steinau schnell und gerührt. Also Du bist es — Gott sei Dank, daß Du lebst; wie oft habe ich an Dein Schicksal, und an das des Engels gedacht, der Dich damals begleitete, und der Dein Leben gewiß zum glücklichsten auf der Welt gemacht hat.

— Ach, seufzte der Baron, so hätte es sein

können, aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders. Sie ist gestorben, in Folge des Sturzes in die eisigen Fluthen der Beresina, und ruht in Rußland — in ihrem Vaterlande. Ich komme so eben von ihrem Grabe.

— So war es denn vergebens, daß ich dem Schicksal ihr Leben abringen wollte. Aber entschuldige, mein Bruder, daß meine Theilnahme sich so lau äußert. Ich fühle es dennoch bis in das Innerste meines Herzens. Wie oft habe ich gewünscht, Dich noch einmal wieder zu sehen, und Dein Glück mit zu genießen. Ich bin hier aber in einer eigenthümlichen Lage.

— Ich habe schon nach dem Zusammenhange gefragt, sagte der ältere Baron, da mir hier allerdings nicht Alles in der Ordnung zu sein schien, obwohl ich es zu meinen Lieblingswünschen gerechnet hatte, meinen Bruder mit Linchen vermählt zu sehen.

— Dein Bruder — Dein Bruder? fragte betroffen Steinau.

— Das ändert in der Sache nichts! Herr Pastor —

— Mein lieber Herr Baron, Paulus sagt —

— Lassen wir Paulum bei Seite, alter

Freund. Was sagst Du dazu? wandte sich der Baron fragend an seinen Bruder.

— Ich? antwortete dieser, sich ermannend. Ich denke, hier ist weiter nichts zu ändern. Dort liegt der unterschriebene Kontrakt, und —

— Ach, meinst Du das? Nun, das können wir leicht ändern!

Er nahm den Kontrakt vom Tische, und riß ihn in kleine Stücke.

— So, sagte er, jetzt hat ein Jeder seinen freien Willen, und wir können nun der Sache unbefangen näher treten.

— Ich bitte daher nochmals um die Hand Ihrer Tochter, Herr Pastor! begann Steinau.

Die Frau Pastorin hatte inzwischen bedacht, daß es für Linchen doch noch besser sei, wenn sie Gräfin, als bloß Baronesse werde, und begriffen, daß sie nur auf einem Wege der verdrießlichen Untersuchung wegen der unterschlagenen Briefe entgehen könne.

Als der Pastor sich daher bei Steinau's Worten noch ihr umsah, um ihre Meinung zu hören, winkte sie ihm beifällig zu, worüber er zwar sehr erstaunte, jedoch ganz und gar nicht unzufrieden war.

— Herr Graf, sagte er daher, indem er Linchens Hand nahm, und solche in Steinau's

legte, unter den obwaltenden Umständen kann ich nun dem Wunsche meines Herzens genügen, und die Hand meiner geliebten Tochter in die Ihrige legen.

Und nun sprach er in gerührten Worten seinen Segen über diese Verbindung aus, freilich für jetzt nur als Vater, und nicht als Pastor, und die Thränen liefen dem guten Manne über die Wangen hinab.

Als er geendet hatte, machte sich Linchen los, und warf sich weinend vor Glück an den Hals der Mutter.

Bis dahin war der jüngere Baron trotzig zugegen geblieben. Nun aber, als der Pastor die Hände der Verlobten zusammen legte, leuchtete ihm ein, daß er hier wohl überflüssig sein dürfte. Er ging daher leise zur Stube hinaus, und wenige Minuten später sah man ihn vor dem Pfarrhause vorbei galoppiren, um das Dorf zu verlassen, und seinen Kameraden in der Garnison zu erzählen, daß es ihm doch zu langweilig auf dem Dorfe geworden sei.

Der Pastor wies mit dem Finger zum Fenster hinaus, und sagte:

— Da reitet er hin. Mein bester Herr Baron —

— Stille, lieber Freund! sagte dieser. Ich

möchte, wenn es Ihnen so recht ist, von dieser mir schmerzlichen Sache, die keinenfalls ganz in der Ordnung ist, Nichts mehr hören. Lassen Sie uns die Gegenwart genießen, und froh sein, daß sich Alles so gewendet hat!

— Damit bin ich ganz einverstanden! sagte Steinau, den der Baron besonders scharf bei seinen letzten Worten angesehen hatte. Alles vergeben und vergessen!

Die Frau Pastorin konnte aber doch nicht umhin, zu ihrer eigenen Rechtfertigung einige Worte zu sprechen. Sie fing daher mit den Worten an:

— Wenn wir gewußt hätten, Herr Baron —

— Bitte, liebe Frau! fiel ihr der Pastor in das Wort. Was sagt Paulus? Hem! Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen, und wenn dieser Spruch Pauli befolgt worden wäre, so hätte diese Sache sich niemals so verwickeln können!

Er sah seine Frau hierbei so scharf an, daß sie die Augen zu Boden schlug.

Nachdem sich nun der erste Sturm der Empfindungen gelegt hatte, rief Steinau den alten Invaliden Krusch in das Zimmer.

Als er eintrat, sah die Frau Pastorin ihn

sehr verächtlich an; dieser nickte ihr aber sehr freundlich und vertraulich zu — in dieser Zeit.

Dann aber fielen seine Augen auf Steinau, den er zwar in seinem Mantel, nicht aber in der Uniform gesehen hatte, und er richtete sich grade in die Höhe, und die Augen drangen ihm fast unter der Stirn hervor.

— Aber wie kommen Sie zu dem alten Trunkenbold, Herr Graf? fragte die Pastorin.

— Liebe Mutter, antwortete Steinau — er bediente sich dieser Benennung zum Erstenmale, was der Frau Pastorin einen Schauer durch den Körper trieb — ein Graf sagte „liebe Mutter" zu ihr — liebe Mutter, ich verdanke ihm viel, und will ihn zu Tode füttern. Deshalb hoffe ich, Sie werden ihn dulden.

Dann wandte er sich zu dem Invaliden, und sprach mit militairischem Anstande, und in der Art, wie es wohl ein Offizier zur Zeit des siebenjährigen Krieges gethan haben mochte:

— Höre Er, Grenadier Krusch, weiß Er, wer ich bin!

— Nein! sagte Krusch, steif dastehend, ohne sich zu regen.

— Ich bin der Major, Graf von Steinau, der Neffe des Generals, Grafen von Steinau, Excellenz, dem Er bei Hochkirchen das Leben gerettet hat.

— Ist das möglich, in dieser Zeit? stotterte Krusch, der offenbar nun etwas erwartete, jedoch nicht begriff, was zunächst wohl kommen könnte.

— Sieht Er, Grenadier Krusch, fuhr Steinau fort, Er hat ein Dokument von meinem Oheim, welches mich verpflichtet, für Ihn zu sorgen, und Ihm fortan das Leben leicht zu machen, und das soll geschehen.

— Herr Gott, sagte Krusch, und faltete die Hände.

— Halt' Er's Maul! fuhr Steinau barsch fort, und Krusch richtete sich wieder in die Höhe, während der Graf Mühe hatte, bei dem Possenspiele ernsthaft zu bleiben. Wenn ich das aber thue, so sieht Er wohl Ein, daß Er auch die Strafe tragen muß, die Ihm mein seliger Oheim, Excellenz, vor seinem Tode noch auferlegt hat, weil Er einen Subordinationsfehler begangen.

— Ist es wirklich möglich — stotterte Krusch.

— Stille! donnerte Steinau. Ich verur=

theile Ihn daher zu einem vierundzwanzigstündigen Arrest auf der Wache der nächsten Garnison, wohin ich Ihn werde abliefern lassen. Sodann hat Er sich wieder bei mir zu melden.

Das war mehr, als Krusch ertragen konnte. Er rang die Hände, Thränen flossen aus seinen alten Augen, und stotternd sagte er:

— So soll denn mein Wunsch noch in Erfüllung gehen, der mir auf Erden keine Ruhe gelassen hat? Und der Enkel von der alten Excellenz muß mir meinen vierundzwanzigstündigen Arrest geben, weil ich sie in der Schlacht bei Hochkirchen angebrüllt habe, daß Hochdieselbe erbärmlich erschrocken ist — in dieser Zeit! Womit habe ich eine solche Gnade verdient? Darum habe ich so lange leben müssen, in dieser Zeit — damit ich noch von einem Nachkommen Sr. Excellenz meinen verdienten Arrest erhalte! Ach, Herr Steinau — verzeihen Sie, gnädiger Herr Oberstwachtmeister — Herr Graf — wann soll ich denn in die Wache kommen, ich habe keine Ruhe mehr, und sterbe vor Verlangen.

—Nun, sobald als möglich — jedenfalls in den nächsten Tagen. Bringe nur meine Koffer auf mein ehemaliges Zimmer —

Der Invalide verließ die Stube.

— Denn ich hoffe doch, fuhr Steinau fort, daß Sie mich wieder beherbergen werden, Herr Pastor.

— Mit tausend Freuden! sagte dieser. Aber —

— Entschuldigen Sie, alter Freund, fiel ihm der Baron in das Wort, was ist das für eine Geschichte mit dem alten Invaliden und seinem Arrest? Das kommt mir sehr wunderbar vor.

— Danach wollte ich so eben auch fragen! stimmte der Pastor bei.

— Nun, so kommen Sie her — setzen wir uns an den Familientisch, rauchen wir eine feine Cigarre, die ich mitgebracht habe, und hören Sie zu, was ich erzählen werde.

Und es geschah so, wie es Steinau vorgeschlagen hatte. Bald saßen die drei Männer am Tische, den der Pastor mit einigen Flaschen Wein hatte besetzen lassen, und Steinau erzählte ihnen die uns schon bekannte Geschichte von der Schlacht bei Hochkirchen, und wie und auf welche Weise es sich ermittelt hatte, daß der Invalide Krusch Steinau's Oheim das Leben gerettet habe.

Unterdessen machte die Frau Pastorin sich ein Geschäft daraus, den Invaliden zu beauf-

sichtigen, als er Steinau's Koffer und sonstige Sachen in das Zimmer bringen ließ, das der Graf wieder bewohnen sollte.

Sie hielt es durchaus für nothwendig, die Schwere dieses, oder jenes Koffers zu prüfen; auch erschien es ihr natürlich sehr wünschenswerth, zu wissen, was der Inhalt der Koffer sein möge.

Deshalb fragte sie den Invaliden sehr gnädig, was in diesen Koffern wohl enthalten sei?

— Genau weiß ich es wirklich nicht, Frau Pastorin, antwortete Krusch, doch, so viel ist gewiß, daß viele — mannigfache — vielfältige — mancherlei — und verschiedene Sachen darin enthalten sind. Außer diesen werthvollen Gegenständen werden auch Nadel und Zwirn, ein Nähring, eine Scheere und ein Barbierzeug nicht fehlen, wasmaßen dies Alles von einem Feldsoldaten höchst nothwendig gebraucht wird. Sage Alles, was ich weiß, Frau Pastorin, fragen Sie nur den alten Krusch — in dieser Zeit!

Die Frau Pastorin warf dem lächelnden Invaliden einen bösen Blick zu, zuckte mitleidig die Achseln, und ging die Treppe hinunter.

— Wenn ich ein Mann wäre, sprach sie zu sich selbst, das heißt, ein solcher Mann, wie unser Schwiegersohn ist, ich ließe den alten Trunkenbold fuchteln. Ja, das kann er ohne allen Zweifel, denn er ist ein Graf, und außerdem ein Rittmeister, oder Oberst, mit einer roth und goldenen Uniform, bei den Dragonern oder Musketieren, oder wie die Kriegsvölker sonst heißen mögen, mit zwanzig Sternen und Orden, nebst einem goldenen Säbel. Ich glaube, wenn er sonst wollte, könnte er ein ganzes Regiment kommandiren, mit vielen Fahnen und Pauken, nebst einem Trompeter, der die Trommeln schlägt, und wenn er seine Stimme erhebt, so müssen sie Alle schießen, gleichviel, ob sie wollen, oder nicht. Das lasse ich mir gefallen. Wenn mein Mann in der Kirche seine Stimme erhebt, da schlafen alle Bauern ein, und wenn er auch noch so sehr schreit. Inzwischen will ich Linchen doch sagen, daß sie es nicht leidet, daß der Herr Graf sich mit dem alten Krusch zu weit einläßt; er gewöhnt sich sonst auch das Schnapstrinken an, will ich sagen; ja, das will ich.

Mit diesem löblichen Vorsatze kam sie in die Wohnstube zurück, und fand die Männer noch am Tische, Linchen aber auf dem Sopha

sitzend, nahe bei Steinau, der ihre Hand in der seinen hielt.

Steinau erzählte seine Kriegsfahrten, und daß er nach dem allgemeinen Frieden seinen Abschied genommen habe, um nach dem Willen seines, jetzt verstorbenen Vaters, die Verwaltung der großen Familien-Güter zu übernehmen.

Auch eine Braut hatte ihm der Vater schon ausgesucht, eine Gräfin, zu der er wirklich Neigung fühlte, die ihn aber betrog, was er, glücklich genug, noch vor der Hochzeit entdeckte.

In Folge dessen hatte Steinau einen Haß auf das weibliche Geschlecht geworfen, und faßte den Entschluß, sich gar nicht zu vermählen.

Später modificirte er diesen Entschluß dahin, daß wenn er sich jemals vermähle, dies nur mit einem Mädchen geschehen solle, von der er die Ueberzeugung gewinne, daß sie seine Liebe ohne Rücksicht auf seinen Stand und seinen Reichthum erwiedere, die ihn also bloß um seiner selbst willen liebe.

In Linchen hatte er sie gefunden.

Am andern Tage ritt Steinau nach der nächsten Stadt, wo ein Infanterie-Bataillon in

Garnison lag. Er fand in dem Kommandeur desselben einen alten Kriegs-Kameraden, und es hielt daher gar nicht schwer, denselben dahin zu vermögen, daß er an dem Invaliden Krusch einen vierundzwanzigstündigen Arrest auf der Wache vollstrecken lasse, nachdem ihm Steinau den Hergang der Sache erzählt hatte. Zugleich nahm Steinau seine Nachsicht für alle Extravaganzen in Anspruch, die der alte Hundertjährige sich vielleicht erlauben möchte, was lachend zugestanden ward.

Nächsten Morgen rief Steinau den Invaliden mit donnernder Stimme auf sein Zimmer.

Der Invalide erschien in seiner Uniform, mit dem kleinen Hute auf dem Kopfe, den er natürlich in der Quere trug, und verwegen in die Stirn gedrückt hatte.

— Grenadier Krusch, sagte Steinau ernst, Er weiß, daß Er noch von der Schlacht bei Hochkirchen her einen vierundzwanzigstündigen Arrest zu Gute hat.

Der Grenadier schwieg, sah aber Steinau mit glänzenden Augen an.

— Rede Er, ist es so?

— Ja, gnädiger Herr Oberstwachtmeister!

— Diesen soll Er jetzt abbüßen.

— Oh, wirklich, mein gnä —

— Halte Er das Maul!

— Ich kann nicht, ich kann nicht, Herr Stei — Herr Oberstwachtmeister — ich bin zu glücklich — gerade wie im siebenjährigen Kriege! schrie Krusch, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Oh, wie wohl mir das thut — mein Herr Hauptmann sagte auch immer: Halt' er das Maul! Und dazu nun vierundzwanzig Stunden auf der Wache — womit habe ich das Glück verdient?

— Nun, sei nicht thöricht, alter Kerl, sagte Walden gerührt, hier hast Du einen Paß nach der Stadt, und da ist eine Anweisung zu dem vierundzwanzigstündigen Arrest.

— Oh, ein Paß ist das? Wie lange habe ich keinen Paß in Händen gehabt, nun bin ich wirklich wieder ein ordentlicher Soldat. Und das andere Papier, das ist die Anweisung zum Arrest auf der Wache.

Er besah die Papiere neugierig.

— Aber bei wem habe ich mich damit zu melden?

— Bei dem Unteroffizier der Hauptwache auf dem Markte.

— Das ist in der Ordnung, und wenn ich nach vierundzwanzig Stunden entlassen werde —

— Dann meldest Du Dich bei mir!

— Es stehen doch nur vierundzwanzig Stunden darauf, und nicht mehr? fragte Krusch ängstlich.

— Nur vierundzwanzig Stunden!

— Nun, Gott sei gedankt, dann ist Alles in Ordnung, und ich werde meinen Tornister umhängen und abmarschiren. Noch einmal ein Marsch im Dienst, wer mir das vor hundert Jahren gesagt hätte —

— Da warst Du ja noch ein Säugling!

— Schadet nicht, man hätte es mir doch sagen können, sehen Sie, so — ein Wahrsagen. Na, Herr St — Herr Graf, jetzt gehe ich ab.

Und er machte vorschriftsmäßig Kehrt und marschirte mit zitternden Knieen die Treppe hinab. Als er vor der Hausthür in dem kleinen Vorgarten war, machte er Halt, holte seine kleine braune Kalkpfeife hervor, stopfte sie, schlug Feuer und rauchte. Dann nahm er seinen Stock wieder in die Hand, und setzte seinen Weg durch das Dorf fort, indem er mit einer Rabenstimme sang:

Friderikus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesammt in's Gewehr,
Zweihundert Bataillons und tausend Schwadronen
Und jeder Grenadier kriegt sechszig Patronen.

Dann hörte man wohl noch seinen Gesang, konnte aber keine Worte mehr verstehen.

— Nun, Geld hat er genug, sagte Steinau zu sich selbst, als er ihm nachsah, er wird die Wachtmannschaften wohl tractiren.

Und das hatte Krusch denn auch wirklich gethan, so daß die Soldaten der Wache noch lange Zeit davon sprachen, und nur nicht begreifen konnten, wer so rachgierig gewesen sein möge, den hundertjährigen Invaliden noch von wegen eines Fehlers, aus dem siebenjährigen Kriege her, in die Wache zu schicken.

Krusch kam am dritten Tage nach seinem Abmarsch wieder zurück, und meldete sich bei Steinau und dankte für gnädige Strafe, wobei er versicherte, daß nunmehr sein Gewissen ganz beruhiget sei, wenngleich es ein größerer Genuß gewesen sein würde, wenn er seinen Arrest vor etwa sechzig oder siebzig Jahren hätte haben können. Es fehlten mir meine alten Kameraden, sagte er, und mit den jetzigen jungen Soldaten ist nichts anzufangen. Sie haben wohl mit mir gesungen und getrunken, aber als ich sie dann bereden wollte, eine Säge zu holen, mit der wir die Pfosten durchschneiden wollten, worauf das Vorderdach der Wache ruht, da war Niemand zu Hause!

— Du bist wohl des Teufels, sagte Stei-

nau lachend, dann wäre ja die Wache eingestürzt.

— Ja, das sollte sie auch! erwiderte der Invalide ernst. Indessen, es sieht schlimmer aus, als es ist, und bleibt doch immer ein herrlicher Spaß. Wir haben es einmal im siebenjährigen Kriege in Böhmen so gemacht. Da lagen wir in einer kleinen Stadt, wo auch das Vorderdach der Wache auf hölzernen Säulen stand. Nun hatten wir einen Berliner bei unserer Kompagnie, das war ein Mordkerl. Als wir nun einmal zusammen auf der Wache waren, sagte: Hört einmal, Kameraden, sagte er, wir wollen uns einen jöttlichen Spaß machen, sagte er. Wir wollen die Pfosten, die das Dach stützen, absägen und nur ein klein wenig Holz stehen lassen, damit die Geschichte nicht einstürzt — in dieser Zeit. Und das nächstemal, wenn wieder „Heraus!“ gerufen wird, stürzen wir, wie gewöhnlich, wie toll nach den Gewehren in die Mücken, und jeder rennt gegen einen Pfosten und wirft ihn um. Denkt euch den Spaß, wenn wir so heraus galoppirt kommen, und das Gebäude stürzt hinter uns in einen Schutthaufen zusammen. Herr Gott, was werden diese dummen Böhmen für Augen machen.

Wir fanden das ganz köstlich und lachten

eine Viertelstunde darüber; als es aber zur Ausführung kam, wurden doch Einige von uns bedenklich, von wegen der Prügel, die hinterher erfolgen würden, und die unsere jetzigen jungen Soldaten doch nicht mehr zu befürchten haben, in dieser Zeit. Aber der Berliner meinte, man werde nicht hinter unser Kunststück kommen, sondern denken, die alte Hütte sei von unsern Fußtritten beim Laufen, zusammen gefallen. Das leuchtete uns denn auch ein, und am nächsten Morgen, ehe es hell wurde, sägten wir die Pfosten richtig durch.

Nun warteten wir mit Schmerzen, daß es hell werden und die Schildwache „Heraus!" rufen sollte.

Endlich war es Tag. Wir machten uns blank und stäubten uns ab.

— Her — r — r — raus! schrie die Schildwache mit Donnerstimme.

Wir flogen wie die Teufel hinaus.

— Vergeßt nicht die Pfosten! schrie der Berliner noch im Laufen, und rannte selbst gegen einen der abgesägten Ständer, daß es krachte.

Wir übrigen thaten es ebenso, und kaum standen wir unterm Gewehr, als mit Donner-

gepolter die alte Kabache hinter uns einstürzte, und uns in eine Wolke von Kalk- und Lehmstaub einhüllte.

Wir durften uns nicht umsehen, empfanden aber doch ein unsägliches Vergnügen, als wir das Spektakel hinter uns hörten, was durch keinen Genuß in der Welt überwogen werden könnte.

Aber ein gräulicher Schrecken war uns vorbehalten.

Wir hatten nicht gewußt, weshalb die Schildwache heraus rief und auch gar nicht daran gedacht, weshalb sie es wohl thun könnte.

Nun denken Sie sich unser Entsetzen, als wir unsern General auf dem Markte zu Pferde halten sahen. Er ritt in den Kantonirungen umher, und war so auch in unsere Stadt gekommen. Natürlich mußte die Schildwache „Heraus!" rufen, und er sah uns auch wirklich schnell und wacker aus dem Wachtgebäude hervor kommen, dies Gebäude selbst aber hinter uns in einer Dampfwolke verschwinden, mit Donner, aber ohne Blitze.

Der General wußte Anfangs nicht, was er denken sollte, und saß ganz starr auf seinem Pferde.

Er mochte wohl glauben, es sei ein Erdbeben entstanden.

Wir aber präsentirten das Gewehr und standen fest, wie Felsen im Meer.

Da faßte er Muth, als er dies bemerkte, und kam dicht an uns herangeritten, und sah bald uns und bald die Trümmer des eingestürzten Wachtgebäudes an.

— Kerls! sagte er, Kerls! Dann schien er sich aber anders zu besinnen, und commandirte:

— Corporal vor!

Der Unteroffizier, der die Wache befehligte, marschirte mit seinem Kurzgewehr, wie ein armer Sünder zum General hin. Und er hatte wohl Ursache, verzagt zu sein, denn er wußte von gar nichts, da er in der andern Stube die ganze Nacht geschlafen hatte, während wir sauer arbeiteten.

— Corporal! sagte der General, was ist das da für eine Geschichte? und dabei sah er den Unteroffizier aus seiner großen gepuderten Perücke, auf der ganz oben ein kleiner Tressenhut balancirte, mit grimmigen Augen an.

Nun hätte der Unteroffizier ganz leicht sagen können, er wisse es nicht, wie es auch nicht anders war. Heut zu Tage wäre das, wie ich glaube, auch ganz in der Ordnung gewesen.

Aber damals galt eine solche Ausrede nicht. Der Untergebene mußte das wissen, wonach der Vorgesetzte ihn fragte, oder ihm tanzte der Stock oder die Klinge auf dem Rücken.

Nun war der Unteroffizier gerade nicht auf den Kopf gefallen. Er resolvirte sich schnell und antwortete:

— Herr General, das Wachtgebäude, was uns die verdammten Böhmen angewiesen haben, war eine so wacklige alte Kabache, daß, als die Schildwache herausgerufen hat, und wir nach unserer Schuldigkeit Alle mit Einem Male mit aller Anstrengung hinausliefen, um das Gewehr vor dem Herrn General zu präsentiren, sie von der Erschütterung unserer Schritte, die sie nicht aushalten konnte, zusammengestürzt ist.

— So! sagte der General. Lasse er schultern, Corporal!

Der Unteroffizier kommandirte, und wir nahmen das Gewehr auf die Schulter.

— Wer hat Euch dies erbärmliche Wachtlokal angewiesen? fragte dann der General.

— Der Burgemeister!

— Holt mir den Kerl her!

Zwei Mann wurden hingeschickt, und brach-

ten bald darauf den zitternden Burgemeister angeschleppt.

— Er Himmelhund! donnerte der Herr General ihn an, was hat Er meinen Soldaten für ein erbärmliches Wachtlokal gegeben?

Der Burgemeister verstand offenbar nicht viel deutsch, und begriff Anfangs nicht, was der General wollte. Als dieser aber mit dem Finger auf die Trümmer des Wachtgebäudes zeigte, da ging ihm ein Licht auf und er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

— Sieht Er, Kerl, fuhr der General fort, ich werde Ihn lehren, die Wachtgebäude Ihrer Majestät der Kaiserin, Maria Theresia, in besserem Stande zu erhalten, für den Fall, daß die Preußen solche benutzen wollen. Gebt dem Kerl fünfundzwanzig aus dem ff, auf den H—!

— Ahi! schrie der Burgemeister, dem jetzt bange ward, das Haus für Wacht besser, als Haus meiniges!

— So, Du Hund, sagte der General, der ihn offenbar mißverstand, ich werde Dir zeigen, was für die Wacht ist.

Und der arme Burgemeister ward auf ein Bund Stroh niedergeworfen, und erhielt seine tüchtigen fünfundzwanzig Hiebe aufgezählt. Er schrie mörderlich, aber es half ihm nicht. Dann

befahl der General, ihn oben auf die Trümmer des Wachtgebäudes zu setzen, wo er vierundzwanzig Stunden bei Wasser und Brod Arrest hatte.

So dumm der Burgemeister aber auch aussah, so klug war er doch. Er dachte, das Einstürzen des Wachtgebäudes müsse doch eine Ursache haben, und ruhete nicht eher, bis er sie richtig entdeckt hatte.

Nun ging er zu dem General, der inzwischen nach seinem Hauptquartier zurückgekehrt war, ließ die abgesägten Pfosten auf einen Wagen laden, und nahm sie mit, um sie dem General vorzuzeigen.

Der General kannte seine Pappenheimer, und begriff sogleich Alles, und durchschaute den Spaß, den wir gemacht hatten.

Er soll, wie uns seine Ordonanz später sagte, gelacht haben, daß er fast erstickt wäre, denn er konnte einen guten Spaß vertragen und machte selber gern einen mit.

Das wußten wir aber nicht, als das Bataillon den Befehl bekam, sich zur Parade aufzustellen und der General mit grimmiger Miene vor der Front zu Pferde hielt, und sagte:

— Die Kerle sollen vortreten, die an dem

Tage auf der Wache waren, als das Wachthaus einstürzte.

— Nun kommt's! sagte der Berliner leise, als wir vortraten. Schmiert euch den Buckel!

Als wir vor der Fronte standen, stieg der alte General mühsam vom Pferde, und kam steifbeinig angegangen. Vor uns stand er still und sah uns mit flammenden Blicken an.

— Also Ihr, Schwerenöther, seid es gewesen! begann er mit Nachdruck, langsam zu sprechen. Das muß ich sagen, eine treffliche Bande seid Ihr! Eine wahre Schwefelbande! Stürzen der Kaiserin das Wachthaus ein, und prügeln dann noch ihren armen Burgemeister. Und das Beste dabei ist, daß ich, ein so alter Spitzbube, mich von den Hallunken betrügen lasse, und sie für unschuldige Lämmer halte. Glaubt mir Kerle, fuhr er mit donnernder Stimme fort, hättet Ihr das letztere nicht gethan, so wollte ich euch —

Der General hielt ein, und sah uns, die wir den Stock schon auf dem Rücken fühlten, und trostlos waren, mit sonderbaren Blicken, vom Ersten bis zum Letzten an.

— So wollte ich Euch hauen lassen, daß Euch die Seele im Leibe pfeifen sollte — aber — aber —

Er schwieg wieder, und musterte uns mit den Augen. Wir aber dachten, er werde uns ohne Gnade hängen lassen, und zitterten schon im Voraus.

— Aber, fuhr er dann fort, Ihr habt Eure Sache zu trefflich gemacht, und deshalb will ich Jedem ein Viergroschenstück geben.

Jetzt sah er uns lächelnd an, und uns ward das Herz leicht. Der General holte seine Börse hervor, und fing vom rechten Flügel an, Jedem ein Viergroschenstück zu geben. Nachdem er fertig war, fragte er:

— Wer war der Anstifter?

Der Berliner marschirte vor, um den Ruhm zu genießen, der ihm ohne Zweifel zu Theil werden mußte.

— Also Er? sagte der General. Da hat Er für seine Person noch ein Viergroschenstück, aber nun nehme Er sich in Acht für's nächste Mal. Meine Augen sind auf Ihn gerichtet!

Der Berliner kam zurück, wie ein begossener Pudel.

— Korporal, fragte der General, hat Er darum gewußt?

— Nein, Herr General!

— Weshalb nicht?

— Ich — ich — hatte —

— Nun, wird es?

— Ich hatte geschlafen, als sie die Pfosten in der Nacht durchsägten!

— So? Und Er hat wirklich geglaubt, daß das Wachthaus von dem ungestümen Hinauslaufen der Soldaten eingestürzt sei, wie Er mir rapportirte?

— Ja, Herr General!

— Das war einfältig und dumm von Ihm, Korporal! Ich habe es zwar auch geglaubt, aber nur, weil Er es mir gesagt hat. Und weilen Er eingestanden hat, im Dienst geschlafen zu haben, so spaziert Er nun auf acht Tage in die Wache.

So nahm die Sache ein Ende, wie gewöhnlich alle Sachen in der Welt ein Ende nehmen — in dieser Zeit. Wir wurden belohnt, weil wir einen tollen Streich gemacht hatten, und der unschuldige Unteroffizier ward bestraft, weil er geschlafen hatte.

— Mich wundert nur, sagte Steinau lachend, daß Niemand dabei zu Schaden gekommen ist.

— O doch, Herr Steinau — verzeihen Sie, Herr Oberstwachtmeister — doch waren zwei Mann zu Schaden gekommen; ich hatte

es nur vergessen, zu erzählen. Wie es überall Leute giebt, die langsamer und bedächtiger sind, als Andere, so hatten auch wir dergleichen auf unserer Wache. Und da waren besonders zwei Grenadiere, die immer klüger sein wollten, als andere Leute, und sich auch nicht bei dem Absägen der Pfosten betheiligt hatten. Nun, es war ganz natürlich, daß sie die Ständer auch nicht umwerfen wollten, und uns daher den Vorrang beim Laufen ließen, wogegen sie bedächtig zurück blieben.

Die Folge davon war, daß sie das Lokal noch nicht vollständig verlassen hatten, als schon die ersten Ständer, Balken und Dachgiebel herunter kamen.

Beide wurden davon getroffen, obwohl auf ganz verschiedene Weise. Während den Einen, der Knack hieß, ein von oben kommender Balken auf den Hinterkopf fiel, und ihm dort die Haare, nebst der Haut und dem Zopfe, rein abschabte, so daß nur eine kahle, blutige Stelle daselbst verblieb — fiel dem Anderen, Namens Joseph, einer der umstürzenden Ständer dergestalt auf den Kopf, daß er ihm die Grenadiermütze über die Augen, Nase, den Mund, bis auf das Kinn herabschlug, und der Mann für todt auf dem Platze liegen blieb.

Als wir wieder Zeit hatten, uns um die Todten und Verwundeten zu bekümmern, freute es uns ausnehmend, daß gerade diese Beiden es waren, die vom feindlichen Feuer so gelitten hatten. Jedoch wollten wir ihnen unsere Hülfe nicht versagen, obwohl sie selbst die Schuld davon trugen, daß sie auf dem Platze geblieben waren. Wir nahmen sie daher beim Wickel, und trugen sie in das Lazareth.

Nun, Knack ward bald genug wieder gesund, und der einzige Schade, den er davon hatte, war der, daß ihm die Haare auf dem Hinterkopfe fehlten, mithin auch der Zopf natürlicherweise. Unser Kapitain ließ ihm daher eine weiße Schlafmütze machen, an der hinten ein Zopf befestigt war, und die er unter der Grenadiermütze tragen mußte. So sah sein Kopf hinten wie gepudert aus, und der falsche Zopf baumelte auf seinem Rücken. Er hatte weiter keinen Schaden, als daß hinter ihm her gerufen wurde: Knack, mit dem falschen Zopf! Er sah sich dann sehr grimmig um, aber gleich ertönte wieder derselbe Ruf von einer anderen Seite.

Sein Leidensgefährte Joseph kam bedeutend schlimmer weg. Während der Zeit nämlich, daß er da liegen mußte, ohne daß sich Jemand

um ihn bekümmerte, war sein Kopf so angeschwollen, von dem Schlage durch den fallenden Ständer, daß wir ihm die Grenadiermütze nicht abnehmen konnten, weil sie bis über das Gesicht hinab getrieben war, und so fest saß, als ob sie mit Pech angeklebt wäre.

Unser Kompagnie-Feldscheer oder Gregorius, wie wir ihn nannten, versuchte alles Mögliche, um die Mütze zu entfernen — er wollte sie sogar abschneiden; aber Joseph schrie, wie ein Besessener, als er wieder zu sich kam; besonders klagte er über Schmerzen an der Nase. Der Gregorius fürchtete daher, ihm die Nase mit wegzunehmen, wenn er die Grenadiermütze mit Gewalt entfernte, und meinte, man solle sie nur auf Josephs Kopfe lassen, sie werde sich schon mit der Zeit *abheilen*.

So mußte sich Joseph denn im Lazareth entkleiden, und zu Bette legen, aber die Grenadiermütze hatte er immer auf dem Kopfe.

Nun ergab sich eine neue Schwierigkeit. Joseph konnte nicht sehen; das wäre wohl noch gegangen — er konnte aber auch nicht essen, und nicht deutlich sprechen, weil ihm die Mütze mit dem gelben Blechschilde vor dem Munde saß. Wenn er redete, so klang es, als ob Jemand in weiter Ferne sprach, und es war ein so dumpfer Ton, der ganz gespensterartig klang.

Aber in Betreff des Essens mußte Abhülfe geschafft werden, damit Joseph nicht verhungere. Wir schnitten ihm daher vor dem Munde eine breite Spalte in die Mütze, durch die er den Löffel in den Mund bringen konnte, und da wir doch einmal bei der Arbeit waren, so fügten wir auch zwei Löcher für die Augen hinzu. Jetzt war allen Uebelständen abgeholfen; das Nothwendige war geschehen, und Joseph befand sich so weit ganz wohl. Nun warteten wir, daß unser Gregorius die Mütze abheilen sollte; aber — o Jammer — Joseph war ganz gesund, hatte keine Schmerzen mehr, stand auf, und wollte in Dienst treten — aber der Gregorius hatte ihm die Mütze auf dem Kopfe angeheilt, so daß sie mit dem Kopfe Eins geworden war, und sich gar nicht mehr davon abtrennen ließ.

Unser Kapitain war in Verzweiflung. Joseph sollte nun wieder in die Kompagnie eintreten, und hatte kein Gesicht; auch war er gegen die übrigen Grenadiere zu klein geworden, und mußte auf den linken Flügel gestellt werden, wo der Feldwebel das Buch zumacht. Zwar konnte er alle Dienst-Verrichtungen versehen, die von einem Soldaten verlangt wurden, aber sein eigenes Messinggesicht konnte er nicht reinigen, und hatte auch keine Nase. Die-

sem letzteren Uebelstande half ein Kamerad ab, der ein Klempner war, und ihm eine große, schöne Nase von Messingblech an die Grenadiermütze, zwischen den beiden Augenlöchern und über der Mundspalte anlöthete, so daß nun Joseph ganz respectabel aussah. Dem Unteroffizier, der ihn in Korporalschaft hatte, wurde befohlen, Joseph alle Morgen das Gesicht mit Mopsstein zu putzen, damit es blank sei, und somit war nun die ganze Sache in Ordnung

Nun fügte es sich aber, daß der alte Fritze des Weges daher geritten kam, als wir eines Tages auf dem Marsch waren. Der große König wollte bei dieser Gelegenheit unser Regiment besehen, und wir mußten aufmarschiren.

Natürlich sah der König auf dem linken Flügel auch den Joseph mit seinem Messinggesicht, und fragte den Kommandeur, was das denn eigentlich für eine Kreatur sei?

Der General erzählte ihm kurz die Geschichte, und der König lachte so sehr darüber, daß er die Inspicirung plötzlich einstellte, und davon ritt. Man wollte sagen, daß er in seinem Leben, weder vorher, noch nachher, wieder so gelacht habe.

Ehe er davon ritt, sagte er zum General: Der Kerl hat bloß die Gelbsucht — Ihr müßt

ihm Rhabarber eingeben! Dann galoppirte er lachend weiter.

— Was noch eigentlich aus Joseph mit der angewachsenen Grenadiermütze geworden sein würde, wäre ich wohl neugierig zu wissen; aber er wurde in der Schlacht bei Zorndorf erschossen, und so war es einerlei, ob die Grenadiermütze angewachsen, oder lose war.

— Also solche Streiche wolltest Du jetzt in Deinem Arrest wiederholen? fragte Steinau.

— Ja, wenn man in der Wache ist, da weiß man nicht, was man für Tollheiten begehen soll, Herr Graf. Uebrigens würde wohl kein großes Unglück daraus entstanden sein, da die jetzigen Soldaten zu zahm sind.

Der Pastor trat jetzt in Steinau's Stube und machte diesem Gespräch ein Ende. Der glückliche Krusch entfernte sich, und stimmte als er draußen war, einen Gesang aus dem siebenjährigen Kriege an.

Als Steinau und der Pastor das besprochen hatten, was den Letzteren herführte, sprach der Erstere in herzlichem Tone!

— Es bleibt mir nur noch übrig, Sie zu fragen, lieber Vater, ob Sie Ihre hiesige Stelle nicht mit einer besseren auf meinen Gütern vertauschen wollen, die so eben vacant geworden ist, und von mir besetzt werden muß.

Sie haben dort nicht nur ein bedeutendes Einkommen, sondern auch ein schönes Wohnhaus, eine prächtige, große Kirche, viele Ländereien und brauchen sich von Ihrem lieben Kinde nicht zu trennen. Es würde mir die größte Freude sein, wenn Sie die Stelle annehmen wollten.

Der Pastor nahm dies Erbieten auf der Stelle an, und das Glück der Pastorin wurde dadurch vollkommen.

Das Uebrige ist bald erzählt.

Nach ein'gen Wochen wurde Linchen mit dem Grafen von Steinau in der Kirche des Dorfes vermählt.

Der Herr Pastor verrichtete die heilige Handlung selbst, und Steinau war dabei, zur Freude und zum Stolz der Frau Pastorin, in voller Uniform, mit allen seinen Orden geziert, erschienen.

Sie vergoß reichliche Thränen, als der Pastor mit gerührter Stimme, den Segen des Himmels auf das junge Paar herabflehete.

Aber auch Freund Krusch war zum Aerger der Pastorin in der Kirche. Als die Trauungsfeierlichkeit beendet war, trat er, in seine Uniform gekleidet, im Parademarsch — langsamen Schritt — heran, machte mit einem Fußstampfen Halt, daß die Kirche erzitterte, und er fast durch den gewölbten Fußboden durchgebrochen,

und in die darunter befindliche Gruft zu den hier ruhenden seligen Pastoren hinabgefahren wäre.

Krusch wünschte dem neu vermählten gräflichen Ehepaare mit feierlicher, heiserer Stimme, Glück zu der geschlossenen Verbindung, indem er sich nochmals bei Steinau für die gnädige Strafe bedankte.

Am Abend dieses herrlichen Tages, lief er, von den vielfachen Genüssen, die ihm zu Gebote gestanden, etwas aufgeregt, durch das Dorf, indem er seine Schlangen züngeln ließ, und Frauen, Mädchen und Kinder in die Flucht jagte.

Das war die letzte seiner hiesigen Thaten, denn am nächsten Morgen fuhr er, auf einem Packwagen sitzend, dem gräflichen Ehepaare nach, das schon am vorigen Tage nach den Gütern des Grafen Steinau abgereist war.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß er dort sein reichliches Auskommen erhielt und nach seinem Wohlgefallen leben konnte. Er lebte noch lange und starb endlich, lebenssatt, indem er mit leiser Stimme das Lied: „Friderikus Rex“ sang — in dieser Zeit.

Mehrere Monate nach der Vermählung folgten Linchens Eltern dem jungen Ehepaare

nach, weil der Pastor nunmehr seine neue Stelle übernehmen wollte.

Sie sahen ihr Linchen auf dem Schlosse ihres Gemahls als Gräfin von Steinau wieder.

Aber der Herr Pastor blieb, als er sie erblickte, mit verwunderter Miene stehen, stützte sich auf seinen Stab, und maß die Gestalt der jungen Gräfin mit den Augen, wobei er ein sehr schlaues Gesicht machte.

Er wollte so eben seinen Mund öffnen, und reden, als Linchen erröthend ihm an den Hals flog und den Mund mit Küssen verschloß.

Aber das konnte nicht ewig dauern.

Als der gute Pastor Luft bekam, that er einen tiefen Athemzug, und sagte mit seiner besten Baßstimme:

— Eheu! Was sagt Paulus? Hem! Nein, Paulus sagt nichts, aber er würde es sicherlich gesagt haben, wenn der Herr nicht schon vor ihm gesagt hätte, wie geschrieben stehet, im ersten Buch Mose: Seid fruchtbar und mehret Euch! Und das wollen wir zum Text unserer heutigen Betrachtung nehmen, Amen!

Druck von Hermann Müller in Berlin, Alexanderstr. 49.